346

BA
23

Nr. BA 23
21 Tafeln
Nicht verleihbar

Rar. 4346

1045

1

Zentrale Kunstbibliothek * Dresden

B S B
MÜNCHEN

Galerie weltlicher Misbräuche

Bildergalerie
weltlicher
Misbräuche
ein Gegenstück
zur
Bildergalerie
katholischer
und
klösterlicher Misbräuche

Von Pater Hilarion, Exkapuzinern.

Mit Kupfern und anpassenden Vignetten.

Frankfurt und Leipzig 1785.

Joseph Richter

STAATLICHE KUNSTGEWERBE BIBLIOTHEK DRESDEN

BA
23

Zentrale Kunstbibliothek Dresden

J
1953

Nicht verleihbar!

81/29

BSB MÜNCHEN

Vorrede.

Auf jeden Topf gehört ein Deckel. Die Briefe des Herrn Friedels fanden den ihrigen in den berüchtigten Berlinerbriefen; diese sind durch die geheimen Nachrichten zu Voltärs Leben zugedeckt worden; dem Schlafrock (*)

(*) Eine ganz kleine Schrift, worin aber sehr viele Gebrechen und böse Handlungen des verloschenen berühmten Jesuiterordens Plaz fanden. Da die Herren Jesuiten unserem Orden nie gar gut waren, so möchte es zu parteyisch klingen, wenn ich sagte, daß mir diese kleine Schrift sehr gründlich abgefasset scheint.

hat Jemand incognito eine Nachtmütze(*) beygelegt, und so mag es sich der Herr Verfasser der Bildergalerie katholischer und klösterlicher Misbräuche gefallen lassen, wenn ich zu seinen Gemälden ein Gegenbild hinhänge.

Es ist mir zwar schon ein gewisser so genannter katholischer Obermayer in etwas zuvor gekommen; da er aber seine Abhandlung über die Reliquien eine Beylage zu der Bildergalerie katholischer Misbräuche nennt, und also, wie es die Schlußfolge giebt, die Reliquien selbst unter die katholischen Misbräuche versezt, so kann seine geistliche Arbeit nie für ein Gegenstück gelten, und bleibt folglich gegenwärtiges Werk noch immer der einzige, wahre Pendant.

Wa-

(*) Diese Schrift soll alle in obiger Schrift enthaltene Beschuldigungen widerlegen. Mein Ausspruch würde abermal verdächtig werden; aber so viel wird doch Jedermann sehen, daß dieser Deckel gar nicht auf den Topf paßt; denn die Nachtmüze ist dreymal grösser als der Schlafrock ausgefallen. Der Herr Autor hat sich also entweder verschnitten, oder er wollte eine Nachtmüze verfertigen, unter der, Falls sie zurückgeschlagen würde, der Verfasser der Pseudo = ehrlichen Epistel, der Berlinerbriefe, und sein eigner Kopf Plaz hätte.

Warum ich nun gerade die weltlichen Misbräuche zum Gegenbild gewählt habe, geschah deswegen, weil ich unter allen möglichen Deckeln keinen schicklichern zu diesem Topfe fand; dann hätte mir die Bearbeitung einer jeden andern Materie zu viel Mühe gekostet; hier durfte ich aber nur die meisten Predigten meiner vormaligen Ordensbrüder wörtlich abschreiben; denn unser Orden hat sichs aus Gründen, die ich nicht weiß, von jeher zur Pflicht gemacht, mehr über die weltliche Misbräuche, als über das Evangelium zu predigen; endlich ist dieses auch ein Stoff, in dessen Bearbeitung mir ein weltlicher Autor nicht leicht vorgreifen konnte, weil mir der heilige Ordenshabit, den ich durch 18 Jahre zutragen das Glück hatte, den Zutritt in niedrige und hohe Häuser verschafet, und mich in den Stand gesetzt hat, die weltliche Misbräuche, vom Fürstenstand an bis zum Schneiderhandwerk herab, mit eignen Augen zu beurtheilen; indessen die weltlichen Autoren, die gewis nicht leicht hinkommen, wo ein Kapuziner hinkömmt, ihre Bilder aus der Luft greifen müssen, so wie kleine Mahler ungefähr die Züge zum Porträt eines grossen Herrn blos im Flug erhaschen. Und so hätte ich

mich über die Auswahl des Stoffes hinlänglich gerechtfertiget.

Uibrigens habe ich nach dem Beyspiel des Herrn Verfassers der Bildergalerie nur solche Misbräuche ausgehoben, die neben ihrer Lächerlichkeit auch schädliche Folgen für den Staat haben, und so wie ich es ihm verzeihe, daß er die katholischen, und vorzüglich die klösterlichen Misbräuche, etwas hart beym Bart nahm; so wird auch er es mir vergeben, wenn ich zuzeiten die Weltlichen etwas unglimpflich am Ohr zupfe.

Meine Absicht ist nützlich zu seyn, und da auch er keine andere zu haben scheint, so bleiben ich und besagter Herr Verfasser von Herzen gute Freunde.

Ich schreite zum Werk — Man vernehme mich mit Geduld.

Inhalt der Kapitel.

Vorrede.

Erstes Kapitel.

Uiber das Neuejahr und andere Gratulationstäge. Diese Misbräuche finden sich zwar auch in Klöstern. Warum sie aber vorzüglich unter die weltlichen Misbräuche versetzt werden? Schädliche Folgen davon für die Layenwelt, sowohl für den Beutel als für die Gesundheit der Bürger. Ein und andere Herren Apothecker und Aerzte werden dem Exkapuziner wohl viel Böses auf den Hals wünschen. Uiber die geschwornen Lastträger der Mauthhäuser, Kellner, Kafesieder, und andre Neuejahrbettler, sammt einer Note über die Belohnung guter Köpfe. Schädlichkeit der übrigen Gratulationstäge. Die gute Seite, die sie vormals hatten. Wunsch ihrer Einstellung, und warum nicht einmal die Geburtstäge beyzubehalten.

Zweytes Kapitel.

Uiber die Trauer. Was den Verfasser verleitet habe, ein Kapitel über die Trauer zu schreiben. Trauern ist billig. Durch was sich wahre Traurigkeit ausdrücke. Wie die Trauerkleider mögen entstanden seyn, und wem sie zu verzeihen sind. Warum junge Damen wünschen, daß sich öfters Todesfälle ereignen. Was das Trauerkleid einer schönen Wittwe eigentlich sagen wolle. Der schädliche Einfluß der Trauer auf das Wohl des Bürgers wird bewiesen. Von wem die Abstellung dieses Misbrauchs zu erwarten sey.

Drittes Kapitel.

Uiber die Ehe. Warum die Ehe in die Galerie weltlicher Misbräuche gesetzt worden? Beweis, daß ihrer Heiligkeit dadurch nichts benommen. Ob die Gelübde **nie** zu lieben, und **ewig** zu lieben nicht gleich auffallend wären? Warum man so wenig Liebe und Treue unter den Eheleuten finde. Etwas über gezwungene Ehen, und den Schaden, der daraus für den Staat

ent-

entspringt. Gleichniß einer misvergnügten Ehe, das nicht Jedermann verstehen wird. Uiber das Jagen nach reichen Bräuten, und die unbilligen Vorwürfe, die man den Geistlichen macht. Was eigentlich am Geld sey, und warum Leute, die blos nach Geld trachten, nicht glückselig seyn können. Noch viele andere üble Seiten des Ehestandes werden mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt.

Viertes Kapitel.

Uiber Hochzeiten. Warum die Kapuziner vorzüglich über diesen Gegenstand vieles zu sagen wissen, und warum die Hochzeiten in dieser Galerie ihren Plaz finden. Zu welchen Vermuthungen die Brautleute durch zügellose Schwelgerey den Spöttern Anlas geben. Nachtheilige Folgen, die daraus für den Staat entspringen, und Wunsch, daß dieser Luxus durch ein Polizeygesez möge eingeschränkt werden. Beweis, daß die gemeinern Klassen diese übertriebene Freudenfeste leichter entbehren sollten und schlüßlich ein Wort über Hochzeiten, die in Mariazell celebrirt werden.

Fünftes Kapitel.

Uiber Kindlmahle und Kindbettvisiten. Eine Anekdote. Warum der Autor diese Anekdote angeführet habe. Eine flüchtige Bemerkung über den Luxus, und Beweis, daß der Misbrauch der Kindlmahle abermal am häufigsten bey der ärmern Klasse angetroffen werde. Kindbettvisiten haben einen weniger schädlichen Einfluß. Eine wohlgemeinte Wahrheit für bürgerliche - Damen, und warum mancher Ehemann in sehr mißliche Umstände versetzet wird. Furcht, daß die Kindbettvisiten endlich auch bey Obstweibern mögen zur Gewohnheit werden, und daß man dann die Bemerkungen des Autors möge wahr finden.

Sechstes Kapitel.

Uiber Rangstreit. Beweis, daß die Menschen von Natur nicht gleich seyen, und daß eben diese Ungleichheit das Glück der menschlichen Gesellschaft ausmache. An was man den wahren Adel erkenne, und ob alter Adel auch immer wahrer Adel sey. Bey welchem Adel am meisten Rangsucht anzutref-

sen, und warum die Handwerker lieber zu einer wirklichen Dame, als zu einer Frau von gehen. Eine kleine Schilderung des Visitzermoniels, und was daraus entsteht, wenn die Kleinen die Grossen in ihren Thorheiten nachahmen. Rangsucht ist auch eine Schwachheit der Männer. Wird durch Beispiele erläutert, und endlich die Folgen aufgedeckt, die diese Thorheit für die Gesellschaft hat.

Siebentes Kapitel.

Uiber Titulaturen. Ob sich von den Titulaturen einer Nation auf ihre Aufklärung schliessen lasse, und was dann in diesem Punkte von der deutschen Nation zu halten sey. Uiber die Beschafenheit unsrer Titulaturen, und woher sie entstanden seyn mögen. Schon mancher ehrliche Mann ist durch sie unglücklich geworden. Wunsch sie zu verbannen, oder wenigstens eine vernünftige Reformation mit ihnen vorzunehmen. Versuch eines neuen Titulatursistems, das immer so viel als manches Kommerzsistem werth ist. Ein Seitenblick in das Gebiet weiblicher Titulaturen. Der Titel Frau von wird

ver=

vertheidiget. Schlüßlich folgt eine Bitte an die Damen, sich ja nicht den Charackter ihrer Männer beyzulegen, weil es den bösen Leuten zu vielen argen Muthmassungen Anlas giebt.

Achtes Kapitel.

Uiber Kleidertracht. Das Thier kennt nur Bedürfnisse, der Mensch sinnt auf Bequemlichkeit. Diese philosophische Betrachtung führt zur Kleidertracht. Welche Endzwecke dabey seyn sollen. Herrn Obermayr werden ein paar Wahrheiten gesagt. Eine so ziemlich trefende Schilderung der Damentracht, mit einem kleinen Beweis, daß sie in diesem Punkt beyde Entzwecke verfehlen. Warum über die Tracht der Bürgersfrauen und ihrer Töchter nichts gesagt worden. Der Stubenmädche wird nur im vorbeygehen gedacht. Uiber Mäqnertracht, und Stutzer, und wo nach des Verfassers Meinung eigentlich die Gränzlinie des Luxus anfange.

Neuntes Kapitel.

Uiber Komplimente. — Alle Nationen haben eine gewisse Art von Komplimenten; so gar die Thiere beobachten ein Ceremoniel unter sich. Uiber die Unart deutscher Komplimente, die die alten Deutschen nicht kannten. Ob wir wohl die Türken und andere Völker mit Recht Barbaren nennen? Vom Hutabziehen, und muthmaßliche Entstehung dieses Gebrauches. Die Entscheidung wird der weltberühmten Akademie der schönen Wissenschaften in Berlin überlassen. Uiber Pantofelkuß und Handkuß, nebst kritischen Bemerkungen über das schwache Nervensistem der Weiber, woraus die Schädlichkeit des Handküssens bewiesen wird. Die übrigen Komplimenten der Weiber werden sehr gelinde beurtheilet, und ihnen dabey von dem Exkapuziner das Kompliment gemacht, daß sie in diesem Punckte viel klüger seyen, als die Männer.

Zehntes Kapitel.

Uiber das Fahren in Städten.. Man nimmt die Grille an, daß der Mensch der

Herr

Herr der Welt sey. Folgen die daraus für die Thiere, und vorzüglich für die Pferde entstehen mußten. Gefährlichkeit sie in Schutz zu nehmen. Für wen die Alten ihre Städte gebauet haben, und was sie für Augen machen würden, wenn sie wieder zur Welt kämen. Bemerkung über das müssige Lackeyvolk, und was der Ackerbau dadurch verliere. Wahrscheinliche Ursache, warum es so wenig denkende Köpfe in grossen Städten gebe, nebst einem wohlgemeinten Projeckt, die Wägen in so viele Tragsessel zu verwandeln.

Eilftes Kapitel.

Uiber Bibliothecken. Ob die Monarchen durch ihr Fiat ein Genie hervorrufen können? Eine Vertheidigung der Klosterbibliothecken, und was eigentlich ein Gelehrter sey. Vielen Brodgelehrten wird ihre Ignoranz aus ihren eignen Büchersammlungen bewiesen. Bemerkungen eines heidnischen Philosophen über die Verbindung der Wissenschaften unter sich, und was sich daraus zum Vortheil der Aerzte und Advokaten folgern lasse. Uiber den Zustand der Kavalier-

bi-

bibliothecken, und wem öfters das Verdienst gebühre. Was die Damen von einem gelehrten Kavalier halten. Schlüßlich ein Wort über Toilletebibliothecken.

Zwölftes Kapitel.

Uiber Apothecken. Die Vorwürfe, die man überhaupt der geistlichen und weltlichen Arzneykunst macht, werden auseinander gesetzt, und gründlich widerlegt; zugegeben wird indessen, daß einige Völker ohne Aerzte und Geistliche fromm leben, und alt werden. Ob die Stimme des Volkes immer die Stimme Gottes sey. Fehler die öffters bey Verschreibung der Seelenarzneyen vorgehen, und wahrscheinliche Muthmassung, daß es in den weltlichen Apothecken wohl manchmal auch dergleichen geben möge. Frage, ob durch die Reducktion der Medizintigel die Menschheit nicht gewinnen würde? Uiber das Verschreiben der unschädlichen Artzneyen, und warum die Apothecker oft den Pazienten bedauern. Von wem sich die Reducktion der Medizintiegel eigentlich erwarten lasse, nebst Beweis, daß die Apothecker nichts dabey verlieren.

Drey=

Dreyzehntes Kapitel.

Uiber Kartenspiele. Ob es Hazardspiele geben könne, und für wen es Hazardspiele sind, und ob es nicht besser wäre, die Karten des Landes zu verweisen? Was sich zu ihrer Vertheidigung sagen läßt, wird auf der Waagschale der Vernunft zu ring befunden. Wer sich vorzüglich der Vertreibung der Karten widersetzen würde, und warum der Verfasser fast Bedenken getragen, das Kartenspiel unter die weltlichen Misbräuche zusetzen.

Vierzehntes Kapitel.

Uiber die Lotterie. Gewisse Entrepreneurs an der Schweizergränze haben es erfahren, daß das Lotto für vernünftige Spieler kein Hazardspiel sey? Warum es indessen doch zu verbieten wäre. Ein Projeckt die Unterthanen zu plündern, und wie es aufgenommen würde. Eine Berechnung der Gefahren beym Lottospiel, die manchen die Augen öffnen wird. Ein kleines Gemälde von den schädlichen Folgen dieses Spiels, und warum es sich so sehr im Deutschland aus-

ausbreiten konnte. Hofnung, daß endlich die Fürsten dem Beyspiel einer gewissen geistlichen Churfürstl. Durchlaucht folgen werden. Flüchtige Bemerkungen über Kabulisten und Kartenaufschlagerinnen; und schlüßlich ein Kompliment für Herrn Berghofer, der den Exkapuziner verkennt.

Fünfzehntes Kapitel.

Uiber Gefängnisse. Der Exkapuziner ist ein guter Patriot, und giebt deswegen den Exjesuiten einen brüderlichen Rath. Indessen thut er doch den Wunsch, daß Fürsten auf den elenden Zustand der Kerker ihr Augenmerk richteten. Uiber Galgenpatres, und hohe Schulen für Diebe. Ob es nicht das nämliche sey, wenn man sich dem Teufel oder einem Geldjuden verschreibt? Uiber die öffentliche Strafen wird nur eine flüchtige Bemerkung angebracht, und das Kapitel mit einer Citation aus den Wienergalanterien beschlossen.

Sechzehntes Kapitel.

Uiber öffentliche Promenaden. Nutzen der Bewegung, und daß zweckmässige Prome-

menaden anzulegen seyen. Uiber zuferne Spaziergänge und Staub. Den Klöstern wird wegen ihren Gärten ein verdientes Kompliment gemacht. Warum gewisse Leute ihre Pferde mit auf die Promenade nehmen? Ein wohlgemeinter Vorschlag, der so gar den Politickern gefallen dürfte. Endlich ein Wort über Pariserpuppen und Masken.

Siebenzehntes Kapitel.

Uiber Tanzsääle. Warum der Exkapuziner davon Erwähnung mache. Vortheile, die sie bringen könnten. Beschreibung der Sääle, und warum man sie besuche. Uiber Schwindel und Fehltritte, und die alten Weine, die die Wirthe bey dieser Gelegenheit ausschenken. Schlüßlich die Ursache, warum nicht ausführlicher über diesen Gegenstand gehandelt worden.

Achtzehentes Kapitel.

Uiber Erziehung. Wer eigentlich darüber schreiben könnte. Uiber die adelichen Treibhäuser und Lob des alten Adels. Beweis daß die phisische Erziehung sich bessere. Ein

Wort

Wort über die moralischen Kunstgärtner und ob die Schere die Natur des Baums ändern könne. Unumstößlicher Beweis, daß der Verfasser der Berlinerbriefe kein Exjesuit seyn könne. Uiber Dalken und die Modelle dazu. Endlich ein Vergleich zwischen der Arzney= und der Erziehungskunst.

Neunzehntes Kapitel.

Uiber öffentliche Schauspiele. Eine Vorausschickung, wodurch bewiesen wird, daß man in Klöstern viel lese. Nachtheilige Meinung, die der Kongreß in Amerika von den Schauspielen hegt — Diese Meinung wird widerlegt. Warum unsre Vorfahrer das Theater besuchten. Uiber Hoftheaterprediger und Theatermissionarien. Die Toleranz des Kapuziners erstreckt sich bis auf den Kasperl. Den Beschluß macht eine Vertheidigung der Heze, durch die sich der Verfasser alle Wiener und Wienerinen zu Feinde machen wird.

Zwanzigstes Kapitel.

Uiber Handwerksmisbräuche. Unmöglichkeit alle zu umfassen. Vergleich zwischen dem Noviziat und den Lehrjahren der Handwerker. Uiber Kaminfeger, Maurermeister u. s. w. Uiber den Universalmisbrauch der Handwerker, nebst einer gelegenheitlichen Bemerkung über Freymaurer. Was Freysprechen sey; und warum wir unsern Nachbarn so weit nachstehen müssen. u. s. w.

Erklärung des allegorischen Titelkupfers.

(1) Ein grosser Bildersaal, ungefähr wie im ersten Theil der Bildergalerie.

(2) Der Galerieinspektor führt einige Herrn und Damen herum. Die Damen haben weder Hüte noch Hauben auf dem Kopf. Ihre Haare sind kunstlos in Locken geschlagen, und ihre Kleidung ist dem Leibe angemessen.

(3) Ober dem Eingang hängt statt des Kapuziners ein Rathsherr aus einer Reichsstadt. Ein Nachkömmling hält sich beym Anblick dieser lächerlichen Figur ebenfalls den Bauch vor Lachen; denn wenn wir Kapuziner, nach dem Ausspruch eines losen Spötters, einem Satiraffe ähnlich sehen, so gleicht gewis ein Rathsherr oder ein Dockter mit seiner ungeheuren Perücke einem Löwen, und beydes muß den Nachkömmlingen gleich lächerlich vorkommen.

(4) An der Wand des Saals sind verschiedene Gemälde von Mißbräuchen aufgehangen, die sich, wenn der Künstler gewollt hat, auch ohne Lorgnette ausnehmen lassen.

(5) In einem Seitenschranke erblickt man alle Gattungen von Hüten, Haarbeuteln, Haarzöpfen, Schnallen, Locken, allen neuen und alten Moden, durch die sich die Zierde der Schöpfung, der Mann, lächerlich gemacht hat.

(6) Der grosse Schrank gegenüber enthält alle Arten von Hauben, Hüten, Halskrägen, Schuhen, kurz alle Moden, durch die sich unsre deutsche Damen zu rechtschafenen Gattinnen, und guten Müttern ausgebildet haben.

(7) Ein verborgner Schrank enthält alle Handwerksmisbräuche mit Inbegrief der Misbräuche bey Gerichtsstellen, Universitäten, Ritterakademien, und andrern Erziehungshäusern. In dem nämlichen Schranke ist ein Fach für militärische Misbräuche, das man aber äusserst geheim hält.

(8) Im untersten Fache dieses Schrankes liegt ein getreues Verzeichnis aller französischer Gouverneurs und Gouvernantinnen, die wegen einem point d' honneur ihr Vaterland verliessen, und in Deutschland die Noblesse erzogen.

(9) Ferners findet sich in dem nämlichen Fache ein getreues Verzeichniß aller Ausländer, die auf Deutschland schimpfen, weil sie in Deutschland ihr gutes Brod essen. Dieses Verzeichniß wird fortgesetzt.

(10) An den Pfeilern der Galerie sind aufgehangen, verschiedene Bousants, Reifröcke, Levits, und andere weibliche Modekleider. Unter diesen befinden sich auch die Fakultätsmasquen, und vorzüglich die grossen Bruderschaftsmäntel, die izt die galanten Herren tragen, nebst verschiedenen Larven.

(11) Ein Seitenschrank, der aber nicht sichtbar ist, enthält die Büchersammlung einer deutschen Dame, die ganz aus französischen Büchern besteht.

(12) In einem ebenfalls verborgenen Gegenschranke stehen nach dem Alphabet alle Werke, die über die Erziehung und den -- Ackerbau in gegenwärtigen Jahrhundert erschienen sind. So oft sie der Galerieinspecktor den Nachkömmlingen vorzeigt, fügt er die Bemerkung bey, daß es eben damal um die Erziehung und um den Ackerbau am mißlichsten aussah.

(13) Der Galerieinspecktor öffnet eine Büchse mit Schminke. Eine Dame streicht sich zum Scherz davon auf die Wangen. Die übrigen Herrn und Damen lachen, und verwuadern sich zugleich. Der Galerieinspecktor erzählet ihnen, daß es Zeiten gab, wo deutsche Damen, und selbst deutsche Männer sich der natürlichen Gesichtsfarbe schämten, und sich mit dieser Schmincke, die gemeiniglich giftig war, das Gesicht beschmierten. Die Verwunderung der Nachkömmlinge steigt auf das äusserste.

p. 25.

2

Erstes Kapitel.

Ueber das Neuejahr und andere Gratulationen.

Ich sollte zwar das Gratuliren, und besonders die Neuejahrswünsche nicht so unbedungen unter die weltliche Mißbräuche zählen, weil sich diese Gewohnheit nach und nach auch in die geweihten Woh-

nun-

nungen der Geistlichkeit eingedrungen hat. Man erblickt in den Kutschen, die die Wünsche zum neuen Jahr herumfahren, und das Leben der Fußgeher noch im alten Jahr in Gefahr setzen, wohl auch manchen hochwürdigen Probst und Prälaten, so wie man sich sogar in den sogenannten Bettelmönchsklöstern ebenfalls Glück wünschet, daß man wieder dem Tode um ein Jahr näher gerückt ist, und sich, gleich den Layen an den Namenstägen gratulirt, daß man das Glück habe, **Kaspar** oder **Mathias** zu heissen.

Allein für die Klöster hat dieser Mißbrauch, ausser seiner Lächerlichkeit, nicht die schädliche Folgen, als für die Layenwelt. Die Geschenke, die wir Geistliche uns wechselweise geben, bestehen gemeiniglich in etwas Schokolade, oder einem Paar Schnupftücher, oder andern solchen Kleinigkeiten, und da auch diese fast immer Geschenke von Weltleuten sind, so thut sich keiner dabey weh.

Die

Die hochwürdigen Herren Prälaten mögen zwar zu Zeiten, besonders um das Neuejahr, mit neuen Dukaten herausrücken; aber auch diese thun weder sich, noch dem Kapitel zu hart. Im Grunde legen sie diese Neuejahrgeschenke nur auf Interresse: denn sie geben nur da, wo sie wissen, daß es ihnen doppelt zurückkömmt, und so glaube ich es so ziemlich bewiesen zu haben, daß dieser Mißbrauch für die Geistlichkeit keine nachtheiligen Folgen habe.

Ganz anders ist es in der Layenwelt. Der Kaufmann, der vielleicht schon im alten Jahr um einige tausend Gulden zurück ist, muß das Neue abermal mit einer Passivpost anfangen; und dann ist es wirklich traurig, dem Neuenjahr 5 bis 6 hundert Gulden zum Geschenke zu bringen, weil man im alten Jahr 5 bis 6000 Gulden verlohren hat.

Aber auch angenommen, daß sich der Kaufmann im aufrechten Stande be-

fin-

finde, so haben diese Geschenke für die übrigen Bürger die nachtheilige Folge, daß die Mägde nicht dahin gehen, wo man die beste Waare verkauft, sondern dahin, wo man das reichlichste Neuejahr giebt; und gemeiniglich macht derjenige Kaufmann die besten Geschenke, der die schlechteste Waare hat. Allein diese Geschenke können auch sogar auf die Gesundheit des Bürgers den schädlichsten Einfluß haben.

Es ist doch eine bekannte Sache, daß die Herren Apothecker den Herren Medizis theils an baaren Geld, theils an Zucker und Kaffe am Neuenjahr ein Geschenk machen, und wenn gleich mancher brave Arzt solches ausschlägt, so sind doch ihre Frauen Gemahlinnen selten so gewissenhaft, diesen Apothekertribut zurück zu weisen. Wer nun weiß, daß die Herren Apotheker (wenn ich mich als Geistlicher so ausdrücken darf) sogar den Mäusepfifferling in Geld zu verwandeln wissen,

wird auch wohl überzeugt seyn, daß sie sich für diese kostbare Auslagen zu entschädigen suchen; und so mag es wohl auch hier, wie bey dem Kaufmanne gehen, so mögen wohl auch hier die Pazienten nicht an die Apothecke, die die beste und frischeste Arzney verfertiget, sondern an diejenige angewiesen werden, die sich gegen den Herrn Medikus oder die Frau Medizinerinn am freygebigsten bezeigt hat.

Das Schlimmste bey der Sache ist, daß der Herr Medikus, der einmal Geschenke vom Arzneyfabrikanten angenommen hat, sehr oft über die Qualität der Arzney das eine Aug zudrucken müsse, und nicht einmal das arcanum dupplicatum vom Polychrest-Salz unterscheiden dürfe. Rechtschaffene Aerzte thun so etwas freylich nicht; allein es kann eben so wenig lauter rechtschaffene Aerzte geben, als es lauter rechtschaffene Kapuziner giebt.

Die-

Diese Neujahrswünsche, und die davon unzertrennliche Geschenke sind aber noch für viele andere Klassen drückend: Der Beamte, dem Niemand einen Heller schenkt, muß dem Neuenjahr oft die Hälfte seines Monatgehaltes zum Opfer bringen. Er muß dem Kaffesiederjunge ein Geschenk machen, damit er ihn im neuen Jahre wieder mit gebrannter Gerste, statt Kaffe, bediene; dem Kellner, weil ihm sein Herr, mitten im Weinland, schlechten Wein für gutes Geld vorgesetzt; und sogar allen Bedienten derjenigen Häuser, in denen er die Ehre hatte, die Hälfte seiner Besoldung zu verspielen.

Wer aber den Beutel nicht freywillig aufmacht, dem weiß man ihn schon zu öffnen. Da kommen die geschwornen Lastträger (*) der Mauthhäuser, und ver-

(*) So wenig ich ein Freund von Noten bin, so kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine

verlangen mit gezwungener Höflichkeit ein Neuesjahr vom Kaufmanne, weil er ihnen das vergangene Jahr so viel zu verdienen gab, daß sie sich das Künftige ein

---

eine zu machen. Der Herr Verf. der Bildergallerie katholischer Mißbräuche, den ich in Hinkunft Kürze halber Herr Obermayer nennen will, hat uns Klosterbewohnern den Vorwurf gemacht, daß wir die guten Köpfe nicht zu schätzen wissen. Er mag Recht haben; aber ich glaube, daß man auch in der Welt die guten Köpfe nicht zu sehr schätze, und daß es wirklich blosser Zufall ist, wenn sich hie und da einer empor schwingt. Nicht immer werden diejenigen, die am meisten für den Staat arbeiten, am besten bezahlt. Alle Zeitungen posaunen es, wenn irgend ein deutscher Gelehrter einen Gehalt von 3 bis 400 fl. erhält: indessen manche Abschreibmaschine noch einmal so viel vom Staat ziehet, und sich sogar mancher geschworne Lastträger, der im Grunde blos die Dienste eines Esels verrichtet, auf 1000 und wohl auch höher das Jahr durch steht. Von den Verfolgungen und Schickanen, die die bessern Köpfe täglich von den schlechtern Köpfen in der Layenwelt ausstehen müssen! wüßte ich sehr viel zu sagen, wenn es mir als Geistlichen, nicht verboten wäre, aus der Beicht zu schwäzen, und wenn diese Note nicht schon ohnehin bald so groß, als der Text wäre.

ein Haus kaufen können. — Hat Jemand das Unglück gehabt, einen Prozeß zu führen, oder krank gewesen zu seyn, so kömmt sicher der Bediente des Advokaten oder des Medikus zu ihm, und wünschet ihm, daß er bald wieder in einen Prozeß verwickelt, und bald wieder krank werde. Wer nicht diesen Wunsch wenigstens mit einem neuen Gulden bezahlt, dem ist wirklich zu wünschen, daß er nicht erfüllet werde; denn man weiß ja, welchen Einfluß die Diener auf den Diensteifer der Herren haben.

Kurz, wir mögen die ganze Stuffenleiter der Stände durchgehen, so werden wir finden, daß dieser Mißbrauch einem jeden, nur weniger und mehr, beschwerlich falle, und daß blos das müssige Livreyvolk, und die so sehr ausgearteten weiblichen Dienstbothen Vortheil davon ziehen.

Es giebt zwar ausser diesen noch andere Klassen, denen die Neuenjahrsge-

schenke einen grossen Theil ihres Gehalts ausmachen, z. B. die Herren Bartscherer; aber alle diese würden uns gern am Neuenjahr ungeschoren lassen, wenn die Großmuth ihrer Prinzipalen, statt das Publikum in Kontribution zu setzen, ihnen einen anständigen Gehalt auswürfe.

Die guten Leute haben wirklich saure Arbeit, und sind noch nebenbey zu bedauren, daß sie oft, bey der besten Anlage zur Wundarzneykunst, mit Aderlassen und Bartscheren ihr Leben zubringen müssen.

Die übrigen Gratulationstäge sind freylich im Durchschnitte genommen, weniger drückend; indessen nehmen sie der arbeitenden Klasse viele Zeit weg, und können manchem ehrlichen Manne, der nicht immer den Kalender in der Hand hat, auch grossen Verdruß zuziehen, wenn er den Namenstag seines stolzen Gönners übersieht.

Diese Gratulationstäge verleiten aus-ser dem zu vielen unnöthigen Ausgaben, besonders wenn man grosse Bekanntschaft mit dem sogenannten schönen Geschlecht hat. Denn die schönen Damen halten keinen Wunsch für aufrichtig, der nicht von einem kleinen Geschenke begleitet ist, und nun, da ich den Ordenshabit aus-gezogen habe, darf ich es sagen, daß sie so gar mir bey dem Gratuliren auf die Hände sahen, und gleich heiterer wurden, wann ich aus dem Ermel einige gemahlte Bilder oder Amulets hervorzog.

Indessen hatte das Gratuliren, bey seinen vielen schädlichen Folgen, auch im-mer seine gute Seite gehabt. Die An-verwandten mußten sich Wohlstandes hal-ber doch im Jahre verschiedenemale besu-chen, und wenigstens dem Schein nach freundlich sprechen. Dadurch wurde man-cher Bruch in Familien verhütet, und manche aufkeimende Feindschaft erstickt. Allein auch diese gute Seite hat sich ver-

loren. Man besuchet sich nun nicht mehr selbst, sondern läßt es sich blos durch seine Bediente oder wohl gar durch die kleine Post auf einem Kartenblatt wissen, daß man noch gut Freund ist, und giebt dadurch stillschweigend zu verstehen, wie lästig man dieses Ceremoniel finde.

Wär' es daher nicht sehr klug gehandelt, wenn man durch das Beyspiel der Grossen aufgemuntert, mit gemeinschaftlichen Einverständniß diesem Mißbrauche ein Ende machte? Mit der Einstellung der Glückwünsche würde die Plünderey, nämlich das Abdringen der so drückenden Geschenke, von selbst verschwinden.

Wenn ich doch noch einen Gratulationstag beybehalten wünschte, so wäre es der Tag unsrer Geburt; aber ich befürchte, es möchte Mancher, dessen Loos Kummer und Sorgen sind, es für eine Satire halten, wenn man ihm gratulir-

tulirte, daß er auf diese Welt gekommen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein sehr grosser Platz, auf dem sich die Kutschen durchkreuzen. Viele Gratulanten lassen sich im Sessel tragen, andere laufen zu Fuß mit ihren Glückwünschen herum.

(2) Ein armer Fiacre wird von einer Herrschaftskutsche über den Hauffen geworfen. Die Gratulanten kriechen zum Wagenschlag heraus. Der herrschaftliche Kutscher lacht, und auch die Umherstehenden finden es spassig, daß dem armen Fiacre die Gläser zerschlagen sind, und sich ein Gratulant das Gesicht verschnitten hat.

(3) Vor einem grossen Pallast steht eine Bank mit Papier und Zugehör. Die Bedienten stehen (so wie bey uns die Beichtkinder am Porziunkulafest am Beichtstuhl) in der Reihe an, und schreiben sich auf. Man er=

erblikt mit unter auch einige wohl geputz- te Herren. Der Portier winkt ihnen mit dem Stock, daß sie sich tummeln mögen.

(4) Ein junger Beamte begegnet einem alten Beamten, auf dessen Tod er schon 10 Jahre wartet. Er drückt ihm freundlich die Hand, und wünscht ihm, noch viele Jahre zu erleben.

(5) An der Seite ist eine Lebzelterhütte auf- geschlagen, bey der sich Manche am neuen Jahr mit diesem unverdaulichen Zeug den Magen verderben, und andere das Neue- jahr mit einem Methrausch anfangen.

Zweytes Kapitel.

Ueber die Trauer.

Das Kupfer im ersten Theil der Bildergalerie, wo die Wache dem Todten ins Gewehr tritt, und der Universalerb den Bart über die Augen hinaufzieht, damit ihn die Leute nicht lachen sehen, hat mich durch eine sehr natürliche Verbindung der Ideen auf den Gedanken geführt, ein Kapitel über die Trauerkleider zu schreiben.

Herr Obermayer hat die sehr unpartheyische Bemerkung gemacht, daß nicht so sehr die Habsucht der Geistlichkeit, als die lächerliche Eitelkeit der Weltmenschen die Begräbniße so kostbar und verderblich machte. Ich glaube in den

p. 38.

3

B. S. B.
MÜNCHEN

Trauerkleidern einen neuen Beweis dieser Wahrheit zu finden.

Nichts ist natürlicher, als daß wir um Freunde trauern, die unsern Herzen theuer waren; aber ich glaube, daß wahre Traurigkeit sich eben so wenig durch die schwarze Farbe ausdrücke, als die Freude durch rothe, und daß der Erfinder der Trauerkleider sicher ein Mann war, der besorgt gewesen, man möchte es ihm am Gesichte nicht ansehen, daß er traurte.

Weil es dann mehr frohe Wittwer, und noch frohere Wittwen gab, die es bequem fanden, die Freude des Herzens mit einem schwarzen Flor oder Tuch zu verhüllen, so mag diese Mode bald allgemein um sich gegriffen haben; und so wie manche Christen glauben, daß die wahre Andacht in der Bewegung der Lippen, und einem Rosenkranz bestehe, so glaubte man auch, man habe dem Andenken des verstorbenen Freundes den gan-

zen Zoll entrichtet, wenn man ein schwarzes Kleid anzog.

Daher ist auch wahre Traurigkeit und Rührung des Herzen eine so seltene Erscheinung, und daher sieht man, um mich der Ausdrücke eines unsrigen Predigers zu bedienen, die fröhlichsten Gesichter in den Trauerkleidern, und in den schwarzbehangenen Karossen. Ja, wenn besagter Prediger den Pinsel nicht zu tief in die Farbe getaucht, so sind bey vielen die Trauerkleider zum Luxus geworden, und sollen schon manche junge Damen öffentlich den Wunsch geäussert haben, daß sich doch bald wieder ein Todesfall ereignen möge, weil ihnen die schwarze Tracht so allerliebst ließ.

Doch dieser Mißbrauch hat nicht allein auf den moralischen Karakter, sondern auch auf das phisische Wohl des Bürgers einen ungünstigen Einfluß; denn er macht den niedrigern Klassen die ohnehin, bey aller Einschränkung, noch immer

mer lästige Begräbnißkosten, noch mehr anwachsen.

Daß bey dem Todfall grosser Herren, vom Universalerbe an bis zum Stalljunge, alles in Trauer geht; daß man die Wägen mit schwarzen Tuch behängt, und nach dem letzten Willen eines verstorbenen Landjunkers sogar den Pferden und den Jagdhunden die Familientrauer anzog, läßt sich verzeihen, weil grosse Herren der Eitelkeit diesen Tribut, ohne sich wehe zu thun, bringen können, und weil man ohne diese Trauer oft nicht einmal wüßte, daß der grosse Herr gelebt habe.

So vergeben wir es auch von Herzen gern allen jungen vermöglichen Wittwen, wenn sie in niedlichen Trauerkleidern (*) an Oertern der Freude und

(*) Es giebt zwar mehrere Fälle, wo junge Damen Trauerkleider anziehen, allein so wie Herr

selbst auch öffentlichen Promenaden erscheinen; denn im Grunde ist das schwarze Kleid eine blosse Ankündigung, durch die sie allen zum heiligen Ehestande geneigten jungen Männern bekannt machen, daß sie nun zu verlassen seyen.

Wenn es gleich eine lächerliche Thorheit ist, daß bey dem Todesfalle eines französischen Königs der deutsche Accessist die Trauer anziehe, und die Töchter der Beamten schwarze Bänder in ihre Hauben flechten, so will ich es auch diesen noch durch die Finger sehen. Die Tochter des Beamten will vermög hergebrachter Gewohnheit vor den braven Bürgerstöchtern, da sie ihnen oft in so vielen an-

Herr Obermayer glaubt, daß man es uns Geistlichen an der Miene erkenne, ob der Todte die Begräbnißkosten bezahlt habe, oder nicht, so läßt es sich vielleicht noch leichter aus den Gesichtszügen einer traurenden Dame abnehmen, ob ein gleichgültiger Verwandter, oder ihr geliebter Mann gestorben ist.

andern Dingen nachstehen muß, doch wenigstens das schwarze Band voraus haben, und der Accessist würde ohne Hoftrauer nicht so viel Geld in Gesellschaften verspielen können: denn einige Häuser halten so sehr auf Etiquette, daß die gnädige Frau der Schlag treffen würde, wenn während der Hoftrauer irgend ein ehrlicher Mann, der entweder kein schwarzes Kleid hat, oder es lächerlich findet, die Figur eines königlichen Anverwandten zu spielen, in einem grauen, braunen oder andern gefärbten Kleid zur Spielgesellschaft oder zum Konzert käme.

Doch so nachsichtsvoll ich gegen diese und noch mehr andere Klassen bin, so sehr möchte ich mich ärgern, wenn ich sehe, daß Väter oder Mütter, die kaum die übrigen Begräbnißkosten bestreiten können, nicht blos für sich, sondern sogar für ihre Kinder, und wie es im heiligen römischen Reiche üblich ist,

selbst

selbst für das ganze Hausgesind, auf Kredit Trauerkleider verfertigen lassen, und also nach der Hand mehr über den Schneiderkonto, als über den Tod ihrer Gatten oder Gattinnen zu trauern Ursache haben.

Dieser schädliche Mißbrauch ist freylich nicht so leicht aufgehoben, als sich wider ihn schreiben läßt, so wie sich überhaupt alle Mißbräuche schwer heben lassen, die ihren Grund in der Eitelkeit der Menschen und in der Rangsucht haben.

Man muß also auch hier, so wie bey manchem katholischen Mißbrauch, die Kur der alles heilenden Zeit überlassen. Die Schneider werden es endlich satt werden (wenn es gleich ein leibliches Werk der Barmherzigkeit ist) die Wittwen und Waisen ferners gratis zu kleiden; man wird es nach und nach

selbst

selbst thörricht finden: 100 Gulden (*) für Trauerkleider auszulegen, nachdem man nur 400 Gulden Einkünfte hat; man wird sich überzeugen, daß dem Andenken des verstorbenen Freundes das dauerhafteste Denkmal nur in einem zärtlichen Herzen gesetzt werden könne; endlich wird man zwar bey den Leichebegängnissen in einem schwarzen Mantel, oder einem Trauerflor erscheinen, ohne aber sein Gesicht unter einem tüchernen Bart zu verbergen oder wohl gar mit vielen Kosten dergleichen Bärte unter die übrigen Begleiter der Leiche austheilen zu lassen, damit sie erst darunter lachen

oder

(*) In einigen Ländern, und besonders im Reich, kömmt manchem mittelmäßigen Bürger die blosse Anschaffung der Trauerkleider auch auf fünf und mehrere hundert Gulden zu stehen, und doch besorge ich, daß gerade, im Reich, wo man gar zu gern am alten klebt, dieser Mißbrauch am längsten fortdauren werde.

oder weinen, und sich dann die Schuhe damit abputzen mögen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosser Saal.

(2) Verschiedene Dilektanten geben ein Konzert, und sind so wie die Zuhörer in der Hoftrauer.

(3) Die Tochter vom Haus läßt sich solo auf dem Klavier hören. Die Zuhörer klatschen, weil es so Mode ist, maschinenmässig die Hände.

(4) Auch eine junge Wittwe klatschet mit, und ist ganz Ohr: aber nicht für die schöne Musik, sondern für die schönen Worte, die ihr ein galanter Herr hinter ihrem Stuhl ins Ohr flüstert.

(5)

(5) Im Hintergrund stehen zween Herren, die sich das Gefrorne schmecken lassen, und den Hausherrn kritisiren.

(6) In einem Armstuhl sitzt ein dicker Herr, der sich bey dem schönen **Solo** an seinen **Solohund** erinnert, und es seinem Nachbar erzählt, daß er gestern drey Hasen **Solo** gefangen habe.

(7) Auf dem grossen Sopha sitzen zwo Damen die sich, weil sie nahe Blutsverwandte sind, den Rücken zeigen.

(8) Die Frau Baronesse fällt in Ohnmacht, weil sie unter den Zuhörern einen Herrn erblickt, der nicht in Hoftrauer ist.

(9) Der Hausfreund hält der Frau vom Haus den Flakon unter die Nase, und winkt dem Herrn im bunten Kleid, sich zu entfernen.

Drittes Kapitel.

Ueber die Ehe.

So wenig Herr Obermayer die Ohrenbeicht unter die Mißbräuche der katholischen Kirche zählte, eben so wenig könnte es mir beyfallen, den heiligen Ehestand unter die weltlichen Mißbräuche zu zählen.

Ich weiß, daß er das festeste Band der Gesellschaft ist, daß er bey unsrer Verfassung einen Hauptpfeiler der guten Ordnung ausmacht, und daß uns seine Aufhebung unausbleiblich wieder in den Stand unsrer ersten Väter zurücksetzen würde.

Weil

p. 48.

B S B
MÜNCHEN

Weil aber jedes Ding in der Welt eine gute und üble Seite, und so gar die Sonne ihre Flecken hat, so ist leicht zu vermuthen, daß auch dieser Stand nicht engelrein seyn werde. Wenn ich nun einige dieser Flecken aufdecke, so beneh- me ich der Heiligkeit dieses Standes eben so wenig von ihrem Werth, als Herr Obermayer der Ohrenbeicht etwas be- nahm, indem er bewies, daß sie die Wirkung, nämlich die Besserung unsers moralischen Karakters nicht immer her- vorgebracht habe.

Wie ich den Ehestand herum drehe, glaube ich gleich beym ersten Anblick ei- ne nicht gar zu vortheilhafte Seite ent- decket zu haben.

Herr Obermayer sagt in seinem zweyten Theil der Bildergalerie, daß sich die Menschheit empöre, wenn 15 jährige Jünglinge vor dem Allmächtigen

hinknien, und ohne zu wissen, was Keuschheit ist, in die Hände ihrer Obern das ewige Gelübde der Keuschheit ablegen.

Mir, als Exkapuziner, geziemt es nicht zu entscheiden, in wie weit der Verfasser Recht habe; aber so viel scheint mir, daß das Gelübde sich ewig zu lieben, eben so auffallend sey, als das Gelübde nie zu lieben, und das sich die Menschheit ebenfalls empöre, wenn Leute, die sich kaum gesehen oder wohl gar ein Schlachtopfer von dem Eigennutz oder Eigensinn der Eltern geworden, ohne die Pflichten und die Beschwerden des heiligen Ehestandes zu kennen, sich ewige Liebe und Treue schwören. Daher mag es dann auch kommen, daß so viele Eheleute, gleich vielen Mönchen, über die Schranken ihres ewigen Gelübdes hinwegsetzen, und daß man gerade unter denjenigen, die sich ewige Liebe und Treue geschworen, die wenigste,

und fast gar keine Liebe und Treue antrift.

Wie können aber Leute, die sich nicht lieben, oder, wie es bey ewigen Gelübden und oft gezwungner Ehe nicht anders seyn kann, sich auch wohl gar herzlich hassen, die Absicht des Staats, die Glückseligkeit des Bürgers und die gute Erziehung der Kinder befördern, wenn sie nicht nach einerley Zwecke ringen, und die Frau, wie sich ein gewisser Autor ausdrükt, das männliche Ja immer als das Schlagwort zum weiblichen Nein ansieht?

Ich möchte es nun dem Ausspruche erfahrner Staatsmänner überlassen, ob es dem Wohl der Menschheit nicht zuträglicher wäre, bey dergleichen Ehebindnissen das ewige Gelübde in einen blossen Civilkontrakt zu verwandeln, und ob es unter solchen Umständen dem grossen Lieblingsplane, (der Bevölkerung) nicht gedeihlicher seyn würde, etwas we-

niger, aber vergnügte Ehen zu haben, als eine grössere Anzahl Mißvergnügter?

Sollte wohl bey so einem Civilkontrakt der Heiligkeit des Ehestandes etwas benommen werden? Ich wenigstens glaube, daß man ihn erst dann mit Recht den heiligen Ehestand nennen dürfte, wenn die Eheleute fromm und heilig, das heißt, vergnügt und einig unter sich leben werden.

Ein braver Herr Pfarrer, bey dem ich durch verschiedene Jahre als Kapellan, (nicht aber als Spaßmacher) (*) zu stehen die Ehre hatte, führte durch einige Jahre ein Paar recht brave Rappen. Mit einem Male fuhr der Teufel der Uneinigkeit in sie. Sie schlugen und bissen

---

(*) Herr Obermayer sagt in seinem zweyten Theil der Bildergalerie, daß sich die Herren Pfarrer unser zum Predigen und Spasmachen bedienten. Das Schlimmste ist, daß er sich nicht erklärte, ob letzteres nur bey Tisch, oder auch auf der Kanzel zu verstehen sey.

sen sich im Stalle; zogen, wenn sie zusammen gespannt waren, den Wagen bald rechts bald links; rissen die Stränge entzwey; und setzten das Leben meines hochwürdigen Vorgesetzten mehr als einmal in Gefahr.

Der Herr Pfarrer, der die Pferde liebte, suchte durch gelinde und scharfe Mittel die vorige Eintracht wieder herzustellen. Der Pater Sonntagprediger meines vorigen Klosters, ein sehr würdiger Mann, kam in Abwesenheit des Herrn Pfarrers zu uns, und exorcisirte die Rappen, weil er sie für vom Teufel besessen hielt. Er durchräucherte den Stall, ließ unter den Haber Lukaszettel streuen, und Weihwasser in ihren gewöhnlichen Trank mischen. Aber auch diese geistlichen Mittel waren vergebens; ja der Herr Pfarrer machte mir sogar den bittern Vorwurf, daß seit dem Exorcisiren der Teufel erst recht in die Pferde gefahren wäre.

Endlich sagte der Nachbar Müller, der mit einem Paar Schimmeln fast das nämliche Schicksal hatte, zu meinem Herrn Pfarrer: Wissen Euer Hochwürden was? Unsre Pferde thun einmal nicht mehr gut beysammen. Zwang taugt nirgend was. Versuchen wir ein anders Mittel. Geben sie mir einen ihrer Rappen; ich gebe ihnen einen von meinen Schimmeln. Es ist besser mit einem Rappe und einem Schimmel fahren, als sich mit zween Schimmeln oder Rappen den Hals brechen.

Der Herr Pfarrer gieng den Handel ein. Die Pferde waren wie umgegossen; rissen, bissen und schlugen nicht mehr, und Pfarrer und Müller waren froh, daß nun jeder von ihnen wider ein Paar brauchbarer Pferde hatte.

Man sagt überhaupt, daß wir Kapuziner nicht gar zu glücklich in Gleichnissen wären, und so mag es wohl seyn, daß auch Gegenwärtiges nicht ganz hie-

her

her passe; da es nun aber schon einmal hier steht, und mir gerade kein bessers einfällt, so mag es auch stehen bleiben. Gescheide Leute errathen doch, was ich damit sagen wollte; denn ich denke, daß auch andere schon lange vor mir diesen Flecken werden bemerkt haben, und daß auch diesen noch manch' andere üble Seite des heiligen Ehestandes werde aufgefallen seyn.

So braucht man wohl kein Mikroskop, um die schädlichen Folgen zu sehen, die dem Staat durch den **Brauthandel** zuwachsen.

Herr Obermayer sagt, daß wir nur nach reichen Kandidaten **jagen**. Schon das Wort **jagen** hat mich etwas geärgert, weil es das Ansehen hat, als wollte der Herr Verfasser uns zu **Jägern**, und unsre Kandidaten zu **Hasen** machen; indesen verzeihe ich es ihm, nur muß auch er es mir vergeben, wenn ich ihm entgegen sage, daß auch die Weltleute beym

Heurathen nicht mehr nach schönen Eigenschaften der Seele, ja nicht einmal nach körperlichen Reizen, sondern größtentheils nach schönen Dukaten jagen.

Ein Hirsch kann unmöglich auf einer Parforcejagd mehr Hunde und Jäger hinter sich herhaben, als ein reiches Mädchen Anbether. Und welche Triebfedern werden nicht in Bewegung gesetzt, um das Wild (wenn ich mich so ausdrücken darf) ins Garn zu locken?

Man gewinnt die Mütter durch Schmeychelen und Liebkosungen, und borgt beym Kaufmanne Stofe und Diamanten, um die Gunst einer Schönen zu erkaufen, die ausser ihrem Reichthume keine andere Empfehlung hat.

Ist das reiche Mädchen ein Mündel, so stekt man sich unter den Vormund, und schließt wie ich von guter Hand weiß, förmliche Kontrakte, und so sollen die reichen Mädchen gleich den eingebrachtenl Kontra-

band-

handwaaren sehr oft an den Meistbieten-
den verkauft werden.

Ja viele Weltleute wissen so gar die Gutherzigkeit von uns Geistlichen zu benützen. Sie ziehen uns, der Himmel weiß, wie es zugeht, in ihr Interesse, und machen, ohne daß wir es oft selbst wissen, aus Priestern des Herrn und Gewissensräthen — **Unterhändler.** Aber gemeiniglich lohnen sie uns unsre Bereitwilligkeit mit Undank, und schieben uns ihre Uneinigkeiten, ihre Ausschweifungen und sogar ihre Bankrouts auf den Hals, wie es auch wirklich zum Sprichwort geworden, **daß keine Ehe etwas tauge, die ein Mönch gestiftet hat.**

Wenn die Weltleute billiger dächten, so würden sie nicht uns, sondern dem natürlichen Laufe der Dinge den Umsturz ihres Glückes zuschreiben. Eine Ehe, die blos aus Eigennutz geschlossen worden, kann nie glücklich seyn.

Seitdem ich meinen heiligen Ordenshabit ausgezogen, und meine vorige Leibmünz (das kurze Deo gratias) ausser Kurs gesetzt worden, lerne ich nun freylich einsehen, daß es um das Geld ein ganz gutes Ding sey; daher verzeih ich es auch den Weltleuten, wenn sie, besonders in unsern Zeiten, wo man fast jedes Weib eine theure Hälfte nennen darf, bey Heurathen auf Geld sehen. Aber so gern ich auch zugebe, daß Geld ein Mittel zur Glückseligkeit seyn könne, so sehr läugne ich, daß Geld die Glükseligkeit selbst sey, und daß Leute, die blos nach Geld trachten, je glüklich seyn können, weil sie das Mittel zur Glückseligkeit, für die Glückseligkeit selbst halten.

Je näher ich den heiligen Ehestand betrachte, je mehr Flecken entdecke ich an ihm. Es kann sich fügen, daß in einigen der folgenden Kapitel davon Erwähnung geschehe. Um alle anzuführen

müß-

müßte ich ein Buch statt eines Kapitels, schreiben; dann sind viele von der Art daß es besser für die Menschheit ist, wenn man sie mit dem Mantel der christlichen Liebe zudekt.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein schön meublirtes Zimmer.

(2) Die Pupillinn sitzt in einem ungeheuern Reifrocke auf dem Sopha. Sie ist einäugig, hat einen grossen Höcker, und hinkt etwas.

(3) Sie erzählt ihren Anbethern, daß sie hundert tausend Gulden baar Geld, zwey Häuser, um 20 tausend Gulden Juwelen, und die Anwartschaft auf das noch weit grössere Vermögen ihres Onkels habe. Daß schon Fürsten und Grafen um sie angehalten, daß sie sich aber vorgenommen,

einen Gemahl nach ihrer Affektation zu wählen.

(4) Ihre Aufwärter bestehen aus einem jungen Arzt — einem Kanzellisten — einem welschen Abbe, der Mandatario nomine erscheint — einem Pächter — und einem Rathsherrn. Sie sitzen alle in ehrfurchtsvoller Stellung, bewundern jede Sottise der reichen Pupillin, und sehen über die 100 tausend baare Gulden weder den abscheulichen Höcker, noch daß ihr ein Auge fehlt.

(5) Ein Herr, der sich vor wenigen Tägen für 500 fl. adeliches Blut in seine Adern giessen ließ, steht mit dem Vormund seitwärts dem Fester zu. Er überreicht dem Vormund eine Schrift. Dieser giebt ihm den Handschlag, daß er das Mündel haben soll. (*)

Zur

(*) Schon an den Weltleuten läßt es sehr unchristlich, wenn sie wegen einigen Individuen einen ganzen Stand lästeen, wie übel müßte es nicht mir, als einem Exkapuziner ausgelegt werden, wenn ich behaupten wollte, daß alle Vormünder so beschaffen seyen?

(6) Zur Thüre tritt ein Poet herein, der auf Befehl des Pächters zum Namenstag der Pupillin ein Gedicht verfertigen mußte, worin er unter andern beweiset, daß die Göttin der Liebe einäugig gewesen, und einen Höcker gehabt habe.

Vier-

Viertes Kapitel.

Ueber Hochzeiten.

Manche werden sich einbilden, daß dieses ein Gegenstand sey, über den ein Kapuziner nicht leicht etwas sagen könnte; allein das können nur solche Leute seyn, die nicht wissen, daß von allen heiligen Orden keiner soviel bey Hochzeiten zu gegen ist, als eben jener der Kapuziner, und daß selten in einem noch ächt alten katholischen Hause ein Hochzeitfest gefeyert werde, ohne wenigstens zwey oder vier von unserem Orden dazu einzuladen.

Gemeiniglich weiset man uns den Plaz neben der Braut und dem Bräutigam an, und da kann ich wohl sagen, daß wir oft durch unsre Hochzeit- und andere spassige Aneckdoten, wobey frey-

p. 62.

5

B.S.B.
MÜNCHEN

lich, wenn keine Schindel auf dem Dach waren, manche Zweydeutigkeit mit unterlief, die Seele der ganzen Gesellschaft gewesen.

Aber obschon die Hochzeiten eine so reichliche Quelle von Vergnügen für unsern Orden waren, und noch sind, so soll mich dies doch nicht hindern, einige Misbräuche zu rügen.

Es ist freylich ein grosses Vergnügen, wenn man endlich nach langen Sehnen zu dem Besitz der geliebten Person, oder welches der öfftere Fall ist, zu dem Besitz ihres Vermögens gelangt, und daher ist nichts verzeihlicher, als daß man den Tag, der uns dieses Besitzes versichert, besonders feyre. Nur wünschte ich, daß sich die lieben Weltleute dabey erinnerten, daß Unmässigkeit keine Tugend seye, und daß sie doch durch zügellose Schwelgerey die Spötter nicht auf die Vermuthung bringen mögen, als hielten sie selbst den Tag ihrer Verlobnis

nis für den letzten glücklichen Tag ihres Lebens.

Besonders möchte ich dies der Mittelklasse meiner lieben Mitbürger (*) ans Herz legen. Es ist doch traurig, wenn Leute, die der **Wirthschaft** wegen zusammen getretten, ihren Stand mit **Unwirthschaft** anfangen. Oder soll man es nicht Unwirthschaft nennen, wenn Leute, denen Gott gesunde Füsse gegeben, auch wenn sie nur zehn Schritte zur Kirche haben, sich und den ganzen Anhang von Beyständen, Kränzljungfern, Brautführern, Vettern, Tanten, und andern Verwandten in Fiackern oder wohl gar in Staatswägen einpacken, den Kutschern und sogar den Pferden hochzeitliche Sträuse aufbinden, und dann endlich nach einem ununterbrochenen Schmaus, die

(*) Seit dem ich den Ordenshabit ausgezogen, glaube ich, ohne mich am päbstlichen Stuhle zu versündigen, die Bürger des Staats meine Mitbürger nennen zu dürfen.

die ganze Nacht bey betäubender Musick hinbringen, und dieses Leben, wie es noch an vielen Orten üblich, wohl so lang führen, bis der letzte Tropf Wein ausgetrunken, und der letzte Kreuzer aus dem Beutel geflogen ist?

Die Folgen dieser Unmässigkeit sind dann für den Staat und für sie gleich traurig. Mangel und Dürftigkeit werden das kleine Lämpchen von Liebe, das ohnehin im Ehestand nie zu hell brennen soll, bald auslöschen, und beyde Theile werden sich bey dem Anblick einer noch sorgenvollern Zukunft über die begangene Thorheit erst Vorwürfe machen, und dann hassen. Ob aber dem Staat mit einer neuen Familie gedienet seyn könne, die ihre Existenz mit Schulden anfängt, und nach wenigen Wochen aus Dürftigkeit wohl auch den nöthigen Handwerkzeug, und die Betten versetzt, kurz, ob dem Staat mit einem Nachwuchs von Bettlern gedienet sey, ist eine Frage die sich sogar

ein Exkapuziner mit Nein zu beantworten getraut. Aber dann möchte er auch nicht vergebens den frommen Wunsch hinzufügen, daß doch dem Luxus bey Hochzeiten, besonders bey Hochzeiten der niedrigen Klassen, durch ein weises Polizeygesez möge Einhalt gethan werden.

Da diese Klassen doch immer mehr als die höhern aus Liebe heurathen, so sollen sie ohnehin nach meiner Meinung das äusserliche Ceremoniel von Freude leichter als die andern entbehren können, und ihr größtes Glück in dem beyderseitigen Besiz finden.

Ihren vertrauten Freunden mögen sie immer ein kleines Mittagmahl geben, auch mögen sie meinethalben einen Kapuziner dazu einladen, nur sollen sie ihren Beutel gut dabey zu Rathe ziehen, und nicht den Endzweck aus den Augen verlieren, wegen welchem sie sich verbunden haben.

Daß

Daß viele angehende Eheleute nach geendigter Koppulation nach Mariazell fahren, und ihre Hochzeit an einem Gnadenort celebriren, könnte wohl auch ein Misbrauch seyn. Da ich aber die Absicht davon nicht weiß, und sie bey manchen wohl auch andächtig und fromm seyn könnte, so geziemt es mir als Geistlichen nicht etwas hierüber zu sagen, und so schliesse ich dieses Kapitel, das zwar kurz, aber vielleicht immer noch länger ausgefallen ist, als bey vielen die Freuden der Hochzeit währen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein Wirthshaussaal. Die Gäste sizen an der Tafel, und werfen sich mit Zucker.

(2) Ein Spaßvogel wirft einem Herrn statt des Auswurfzuckers eine Semmel zum Kopf

(3) Dem Bräutigam springt über diesen Spaß vor lachen die reiche Weste auf, die er zu leihen genommen hatte.

(4) Ein Gast nimmt von der Torte einen Blumenkranz herab, den er der Braut aufsetzt.

(5) Die Köchin geht mit einem Teller am Tisch herum, und sammelt Trinkgeld. Einige Gäste machen verdrüßliche Mienen.

(6) Der Wirth nimmt alle bortirte Hüte, und die spanischen Röhr in Verwahrung, um sich vorläufig wegen der Bezahlung zu decken

(7) Eine Bande Gassevirtuosen kömmt zur Thüre herein.

p. 69.

der König, und ließ abermal eine neue Steuer ausschreiben und so soll es in kurzer Zeit über dreyßig neue Steuern, und sogar eine Ohren- und Nasensteuer darunter gegeben haben.

Endlich hinterbrach der Minister dem König, daß sich das Murren und Klagen des Volkes gänzlich gelegt hätte: daß die Leute ihre Nasen, seitdem sie den Zoll davon entrichten, erst recht hoch empor trügen: daß alle öffentliche Belustigungsörter vom Volke wimmelten, und daß man sogar auf gut Deutsch zu essen und zu trinken, und Bäuche zu kriegen anfange. Und weil er dieses für

wird. Es ist mürrisch, unzufrieden, und schreit, bevor man ihm noch auf dem Leibe ist. Der Verfasser meinet also, daß man aus dem Klaggeschrey des Volkes nicht immer auf Bedrückung schliessen dürfe, weil das Volk auch unter dem gütigsten Monarchen jammere klage, und wie alle kranken Leute mit allem unzufrieden sey, so daß es ihm selbst der liebe Gott (nach des Verfassers Meinung) wenn er vom Himmel zu regieren herabstieg, bey der allerweisesten Verfassung nicht würde nach seinem Kopf thun können.

für einen Beweis des allgemeinen Wohlstandes, oder wenigstens für ein Merkmal der Liebe zu dem angebetheten König hielt, so machte er diesem ein sehr feines Kompliment hierüber. Der König aber versicherte dem Minister, daß dieser schnelle Uibergang weder Wohlstand des Volkes, noch Liebe für seine geheiligte Person sey, wohl aber wär es ein Beweis; **daß sein Volk nun nichts mehr hätte**, und so befahl der weise Monarch mit allen fernern Auflagen innen zuhalten.

Der gütige Leser wird es wohl ohne mein Zuthun errathen, daß ich diese Anekdote blos angeführet, um mit guter Art die Bemerkung anzubringen, daß gerade diejenigen Klassen am meisten verschwenden, die am wenigsten haben, und daß der Luxus (was man ihm auch zu Gunsten redt:) immer eher ein Beweis von dem abnehmenden als von dem **zunehmenden** Wohlstand des Bürgers sey.

In den Kapiteln über **Trauer** und **Hochzeiten** steht so Manches, was nach meiner Meinung die Wahrheit dieser Bemerkung bestättigen sollte, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß auch die **Kindlmahle** und **Kindbettvisiten** zum Beweis dienen können.

Für einen Mann, der sein Weib liebt, mag es freylich wahre Herzensfreude seyn, wenn es glücklich entbunden worden, und ihm einen Sohn oder eine Tochter **schenkt** (*), durch die das Band ihrer Liebe noch enger zusammen gezogen wird; aber eben weil es **Herzensfreude** ist, soll der **Bauch** keinen Theil daran haben, und bleibt es mir immer ein Räthsel, wie sich ein Hausvater, indessen Mutter und Kind oft noch

(*) Es würde mich innigst kränken, wenn Spötter das Wort schenken übel auslegten, oder mir wohl gar zumutheten, daß ich mich dieses Ausdruckes in der boshaften Absicht bedienet habe, um dadurch anzuzeigen, daß manchen Vätern ihre Kinder wirklich geschenkt werden.

noch in Gefahr ist, mit seinen Freunden an eine gedeckte Tafel hinsetzen, und sich, wie ich mit eigenen Augen sah, wohl auch einen derben Rausch trinken könne.

Doch wollt' ich auch hier durch die Finger sehen, wenn dies blos von Leuten geschähe, denen Gott ausser dem essenden Segen Gottes noch ein gutes Auskommen gab, so wird man aber diesen Misbrauch gerade am meisten bey der ärmsten und dürftigsten Klasse der Bürger antreffen; und da kann man sich freylich bey allem heimlichen Aerger nicht des Lachens enthalten, wenn man sieht, daß der Vater einer verhungerten Familie seinen oft eben so hungrigen Anverwandten und Freunden ein Kindelmahl giebt, weil er einen neuen Brodfresser erhalten hat.

Die Kindbettvisiten sind freylich im Durchschnitte betrachtet, ungleich weniger drückend, als die Kindlmahle, weil die Weiber der gemeinern Klassen, oft

schon die ersten Täge nach der Niederkunft, wieder ihren Geschäften nachgehen; indessen will man bemerken, daß sich viele Bürgersfrauen auch in diesem Punkte nach dem vornehmen Tone stimmen, und gleich den schwächlichen Damen in einem niedlichen Nachthabit und schön garnirten Bette die Kindelbettvisiten annehmen; wobey aber von den geschwäzigen Besucherinnen so viel Kaffe, Schokolade, und süsse Weine weggetrunken werden, daß schon manch' ehrlicher Mann dadurch in sehr mißliche Umstände versetzet wurde.

Ich besorge aber mit gutem Grunde, daß dieser Mißbrauch nach und nach auch zu den ärmern Ständen übergehe, und daß so gar die Obstweiber, die nun täglich ihren Kaffe trinken, in kurzer Zeit ihre förmlichen Wochen halten, und gleich den übrigen bürgerlichen Damen von den andern Obstweibern zum Jammer und Wehklagen ihrer Männer die Kindelbettvisiten annehmen werden; und dann werden

den diejenigen, die es bis itzt noch bezweifeln, die Bemerkung gleich mir wahr und richtig finden: **daß gerade die am meisten verschwenden, die am wenigsten haben.**

Erklärung des allegorischen Kupfers.

Der obere Theil.

(1) Ein meubelloses Zimmer, das Mangel und Dürftigkeit verräth.

(2) Die Kindelbetterin liegt im Hintergrund in einer Alkove. An ihrem Bette brennt eine kleine Lampe.

(3) Im Vordergrund steht ein gedeckter Tisch, an dem die Basen, Vettern, Taufbathen, die Hebamme und verschiedene Nachbarsleute auf Bänken und Stühlen herum sitzen.

(4) Der Vater vom Kind giebt seitwärts einer alten Magd ein Pfund Seide, die ihm

zum Verarbeiten anvertrauet worden, damit sie beym Wirth noch Wein und Braten auf dieses Pfand heraus nehme.

(5) Die Hebamme (*), die schon halb betrunken ist, trinkt auf die Gesundheit der Mutter und des jungen **Prinzen** (**).

(6) Die übrigen Gäste stossen die Gläser an, und jauchzen laut das Vivat.

(7) Die Kindesmutter richtet sich im Bette auf, und bittet um des Himmelswillen, daß man ihr und dem armen Säugling doch einen Augenblick Ruhe gönne.

Der

(*) Ohne höhern Einfluß dürfte der Mißbrauch mit den Kindlmahlen nicht so leicht eingestellt werden; denn es ist bereits so weit damit gekommen, daß die Hebammen eine Schuldigkeit daraus machen, und wenn sie keinen Schmaus finden, das Geld dafür verlangen. Und welcher liebende Mann kann diesen Geschöpfen in Augenblicken, wo er ihres Beystandes so sehr bedarf, wohl etwas abschlagen?

(**) Die Hebammen pflegen jedes Kind vom männlichen Geschlechte einen Prinzenzu nennen, wenn gleich der Papa ein Schorsteinfeger, oder ein ehrbarer Schuhflicker ist.

Der untere Theil.

(1) Ein prächtiges Schlafzimmer.

(2) Die Kindesmutter liegt in einem kostbaren Pavillonbette, und erzählt den im Kreis herumsitzenden Freundinnen, was sie bey ihrer Niederkunft alles ausgestanden habe, und daß es ihr der Arzt (der ein sehr galanter junger Mann wäre) und die Hebamme (die die ersten Fürstinen zu bedienen hätte) verboten haben, ihr Kind selbst zu stillen.

(3) Die Damen fallen von Zeit zu Zeit der Kindbetterin mit ihren weisen Bemerkungen in die Rede, und lassen sich Kaffe, und Schokolade schmecken.

(4) Eine schon etwas betagte Frau hat statt Kaffe eine Flasche süssen Wein auf einem kleinen Tisch vor sich stehen.

(5) Die Kindermagd fatschet an einem Seitentisch den kleinen **Prinzen**. Eine andere Magd reicht ihr Tücher und Windel, die sie aber vorher sorgfältig durchräuchert.

(6) Zwo Damen stehen neben dem Tisch und betrachten den Kleinen. Die eine findet, daß er dem Vater, wie ein Tropfen Wasser dem andern gleich sehe: die andere aber behauptet, daß er der Mutter aus dem Gesicht geschnitten sey.

(7) Der Vater, der ein ehrlicher Kaufmann ist, steht seitwärts in einer nachdenkenden Stellung, und scheint nicht zu begreiffen, wie ein Kind dem Vater und der Mutter gleich sehen könne, wenn der Vater eine Habichtnase, die Mutter aber ein Stumpfnäschen hat.

p. 79.

17

B S B
MÜNCHEN

Sechstes Kapitel.

Ueber Rangstreit.

Ich habe es zwar in vielen geistlichen Büchern gelesen, und selbst von unserm gelehrten Sonntagsprediger mehr als einmal gehört, daß alle Menschen von Natur gleich (*) seyen; allein sogern ich auch alles

(*) Man wird mir einwerfen, daß hier nur von der moralischen Gleichheit die Rede sey, da muß ich aber recht aufrichtig bekennen, daß ich gar nicht begreife, was moralische Gleichheit sagen wolle, und noch weniger, wenn es eine giebt, wie sie mit phisischer Ungleichheit bestehen könne. Vielleicht versteht aber unser gelehrter Vater Sonntagsprediger unter dieser moralischen Gleichheit die gleichen Ansprüche, die alle Menschen auf den Himmel haben, und da möchte ich ihm gerne Recht geben, wenn auch nur wieder hier

alles glaube, was in geistlichen Büchern steht, und so viele Ehrfurcht ich auch für die Worte unsers ehrwürdigen Predigers trage, so konnte ich mich doch nie enthalten, so oft ich so was las oder hörte, heimlich darüber zu lachen.

Wenn alle Menschen von Natur gleich wären, sagte ich dann zu mir, so müßten sie ja von der Natur gleiche Kräfte des Geistes und des Körpers erhalten; da aber dieser schwach und gebrechlich, der andere stark und nervigt zur Welt kömmt, da dieser einen durchdringenden Verstand, der andere einen mittelmäßigen, und mancher gar keinen von der Natur erhält, so

hier die Natur nicht bey den gleichen Ansprüchen zum Himmel, so ungleiche Kräfte, sie geltend zu machen, ausgetheilt hätte. Leuten von kaltem Blut, oder (um mich verständlicher auszudrücken) Leuten, die den wahren Beruf zum heiligen Klosterleben haben, hält die Natur freylich gleichsam die Leiter zum Himmel; aber welche Steine liegen nicht den feurigen, zum Bösen geneigtern Weltmenschen in dem Weg?

so scheinet ja vielmehr, daß die Natur keine gleichen Menschen haben wolle.

Auf einem Klavier, dessen Tasten aus lauter G oder F bestünden, ließ sich unmöglich ein Stück der Musik ausführen, und so mag wohl die Ungleichheit der Menschen für das Glück der Gesellschaft eben so nothwendig seyn, als die ungleichen Töne für die Musik; denn wo keine Ungleichheit ist, ist keine Harmonie.

Ich werde mich also wohl hüten über die aus der Ungleichheit der Körper- und Geisteskräfte nach und nach entstandene Ungleichheit der Stände zu klagen, und kann, wie es ohnehin die Demuth eines Exkapuziners mit sich bringt, ganz gelassen ansehen, daß dieser oder jener in der Rangordnung weit ober mir stehe; nur wünsch' ich dann immer bey mir, daß diejenigen, die die Natur in diesem grossen musikalischen Instruments

zu ganzen Tönen bestimmte, nicht, wie es leyder zu oft geschieht, auf die Semitöne mit Verachtung herabblicken mögen, und sich immer hübsch dabey erinnerten, daß eben diese Semitöne unentbehrlich zu vollkommener Harmonie seyen. Aber dann müssen auch die Semitöne mit ihrem Posten zufrieden seyn, und sich nicht mit Gewalt in ganze Töne verwandeln wollen.

Freylich ist dies ein frommer Wunsch, dem, wie es die Erfahrung zeigt, beyde Theile wenig Gehör geben; aber eben deswegen ist schon seit geraumer Zeit das ganze Instrument so verstimmt.

Zwar ist auch noch itzt edle Herablassung das Merkmal des wahren Adels. Dieser fühlt zu gut, daß eine Reihe von Ahnen, und ein Stück alten Pergaments keinen Anspruch auf persönliche Achtung geben, und daß es lächerlich wär, auf Titeln stolz zu seyn, die sich jeder ohne alle Ahnen und Verdienste auch für Geld

erkaufen kann. Dann übersieht der wahre Adel auch mehr das Ganze, und begreift gar wohl, daß sein Stand eben nicht so unentbehrlich im Staat sey, und daß seine ganze Existenz von dem Wohlstand des Bürgers und des Bauers abhänge. Daher sucht er sich wirkliche Verdienste um den Staat zu machen, daher ist er herablassend, großmüthig, wohlthätig und ganz Menschenfreund; dafür aber genießt er auch die allgemeine Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger.

Man sieht also wohl, daß zwischen alten Adel und wahren Adel immer noch ein grosser Unterschied ist, und daß diejenigen Kavaliere und Damen, die keine andere Verdienste als ihre Ahnen haben, und dabey mit einem unerträglichen Stolz auf dieses Nichts pochen, oder wohl gar die Nase verhalten, wenn sie mit einem Bürger oder Bauer sprechen, nie, auch wenn sie mit dem König Herodes verwandt wären, unter den wahren Adel

 gehö-

gehören; obwohl ich bekennen muß, daß dieser lächerliche Stolz bey dem alten Adel, im Durchschnitte genommen, eine ungleich seltnere Erscheinung ist, als bey dem Neuen, und daß vielleicht aus eben der Ursache jeder Handwerksmann ungleich lieber mit dem so genannten höhern Adel, als mit einer eben zur edlen Frau gestempelten Bürgerin zu thun habe.

Was meine Person betrift, so habe ich zwar wenig Ursache über den Stolz der Damen zu klagen, und wenn ich keinen andern Beweis von der Heiligkeit meines vorigen Ordenshabit hätte, so wär schon dieser hinlänglich, daß alle stolze Damen bey seinem Anblick herablassend wurden, und mir, was sie vielleicht dem ersten Fürsten nicht gegönnet hätten, sogar den Platz auf ihrem adelichen Sopha einräumten. Aber auf eben diesem Sopha war es, wo ich meine Bemerkungen über den Rangstreit sammelte.

Noch ehe manche Dame zur Thüre eingetretten war, wußte ich schon aus den Bewegungen der Frau vom Hause, welchen Karakter sie habe. Einigen lief man bis an die Thüre entgegen; andern nur bis an die Hälfte des Zimmers; diese empfieng man mit drey Schritten vorwärts; jene nur mit einem; war die ankommende Dame von gleichem Range, so ließ man es bey einem stehenden Kompliment bewenden; stand sie um eine Stufe niedriger, so hob man sich blos etwas vom Stuhl, und nickte mit dem Kopf; hatte sie aber das Unglück, daß ihr Mann in Amtsgeschäften dem Gemahl der Frau vom Hause untergeordnet war, so hieß man sie blos mit einem gnädigen Lächeln, und einem eben so gnädigen Handwink den untersten Plaz nehmen.

Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Kleinen die Grossen, wenn sie dieselben in ihren Thorheiten nachahmen wollen, jederzeit übertreffen, und so ver-

steht es sich von selbst, daß dergleichen Auftritte in manchen Häusern des (*) Halbadels noch viel komischer, und die Unterhaltungen in diesen Zusammenkünften ungleich abgeschmackter, schläfriger und unerträglicher ausfallen müssen.

Aber die nämliche Schwäche des Ranqstreites klebt auch einem guten Theil des stärkern Geschlechtes an. Ich habe selbst

(*) Ein gewisser satirischer Autor, dessen Namen ich vergessen habe, vergleichet diesen Halbadel mit den Fledermäusen, die für sich ein trauriges Geschlecht ausmachen. Denn gleichwie diese weder unter die Vögel noch unter die vierfüssige Thiere gehören, so gehört auch der Halbadel weder zum Bürgerstan: noch zum wahren Adel, und werde daher von dem erstern verspottet und von dem andern verachtet. Der Verfasser kann freylich unter dem Halbadel unmöglich die würdigen Männer verstanden haben, die der Staat zur Belohnung ihrer Verdienste in den Adelstand erhob, wohl aber mag dieses Gleichniß manchem braven Bürger die Lehre geben, daß sich wahrer Adel nicht erkaufen lasse, und daß es Thorheit sey, ein paar tausend Gulden auszugeben, um von den Grossen verachtet, und von den Kleinern ausgelacht zu werden.

selbst oft Beyspiele davon gesehen, wann wir jährlich ein paar Male im Jahre unsere Gutthäter (wie der boshafte Herr Obermayer anmerket,) für ihr Geld gratis bewirtheten, und unserm viel geliebten Pater Quardian über die rangmässige Austheilung der Pläze oft der Angstschweis an der Stirne stand: denn er wußte wohl, daß er unserm (*) Kloster durch das kleinste Versehen in diesem Punkte unversöhnliche Feinde erzeugen würde.

(*) Es wird vielleicht manchen Leser befremden, daß ich als ein Exkapuziner, so oft von dem Kapuzinerorden die Rede ist, mich jedesmal des Beywortes mein oder unser bediene. Ich glaube mich aber hierüber gar nicht entschuldigen zu dürfen, da die so vielgeliebten Exjesuiten, deren Orden doch von Sr. päbstlichen Heiligkeit Klemens dem 14. aufgehoben worden, immer, so oft sie von ihrem Orden, oder auch nur von einzelnen Gliedern desselben reden, die Beynamen mein oder unser gebrauchen.

Er war auch wirklich so unglücklich, einst einem sehr berühmten Künstler den Plaz vor einem Kanzleyherrn anzuweisen, wodurch dieser so aufgebracht wurde, daß er während der Tafel das Refektorium verließ, und uns in der ganzen Stadt als grobe Leute verschrie, die keinen Unterschied zwischen einem Manne von Karakter und einem elenden Künstler zu machen wüßten.

Doch wie jede Thorheit ihre Strafe mit sich führt, so folgt auch der stolzen Rangsucht die Züchtigung auf dem Fuß nach. Ihr Gefolge ist Zwang, Langeweile, und Verachtung, und seitdem man zu bemerken angefangen, daß Dummheit eine unzertrennliche Begleiterinn des Stolzes sey, sind stolz und dumm fast gleichbedeutende Ausdrücke geworden.

Herr Obermayer sagt in seinem zweyten Theile der Bildergalerie, daß unsern

sern Klosterschmausereyen die beste Würze, nämlich Wiz und Scherz fehle: wenn er aber einen unparteyischen Blick auf weltliche Mahlzeiten werfen will, so wird er wohl gestehen müssen, daß man auch bey diesen einen grossen Mangel an dieser Spezereywaare verspüre, und daß man oft gezwungen sey, Spaßmacher von Profession einzuladen, um nur die Gesellschaft etwas lebhaft zu erhalten.

Wie soll auch das süsse Geschenk des Himmels, die muntere Freude, in Gesellschaften einen Tempel finden, wo Zwang, Rangstreit und Eifersucht die Hausgötter sind ? ? ?

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosser Garten, der zur öffentlichen Promenade bestimmt ist.

(2) In der Hauptallee sieht man zwo Damen vom Halbadel in gerader Linie auf einander zugehen. Sie scheinen beyde die Absicht zu haben, daß sie ehe bis an den andern Morgen stehen bleiben, als sich ausweichen wollen. Ihre Liebhaber bemühen sich, sie seitwärts zu ziehen.

(3) Etwas vorwärts geht die Tochter eines **armen** Bürgers, die ein Beamter vor wenigen Tägen zur noch **ärmern** gnädigen Frau gemacht hat, mit ihrem Hund und ihrem Bedienten spazieren. Sie blickt immer nach ihrem Bedienten um, ob er ihr nachtritt.

(4) Zwo andere Damen drücken eine brave Bürgersfrau mit ihren Buffanten von einer Bank weg.

(5) Ein Oberbeamter geht mit einem Unterbeamten am Ende der Allee. Sie wenden sich eben um. Der Unterbeamte springt auf die linke Seite, um ja seinen Vorgesetz-

setzten, dessen Stolz (*) er kennt, nicht zu beleidigen.

(6) In einer Seitenallee erblickt man einen eben aus dem Backofen gekommenen Edelmann, der mit aufgesetzten Hut gravitätisch daher steigt, und verschiedenen Herren, die

(*) Verschiedener Damen wegen muß ich hier eine Note machen; denn diese scheinen mir das edle Selbstgefühl oder Werthgefühl nicht von dem gemeinen Stolz unterscheiden zu wissen. In ihren Augen heißt oft ein junger würdiger Mann, ein stolzer Mensch, weil er zu edel denkt, um durch Kriechen. Bücklinge und niederträchtige Schmeicheleyen sein Glück zu machen. Stolze Leute sind ferners in ihren Augen alle diejenigen, die sich durch Fleiß und Industrie kümmerlich fortbringen, und sich bey ihrer Dürftigkeit nichts aus den reichen Damen machen, besonders wenn diese Damen kein anderes Verdienst als ihren Reichthum besitzen. Stolz sind endlich in ihren Augen alle ihre guten Freundinen, die im Schoos ihrer Familien ihr Glück suchen, das Vermögen ihres Mannes nicht am Spieltische durchbringen, und daher sehr wenig in der grossen Welt erscheinen.

die ihn grüssen, mit einem blossen Nicker-dankt.

(7) In der entgegengesetzten Allee kömmt der Landesfürst, der mit abgezogenen Hut jedermann auf das leutseligste dankt.

Sie.

p. 93.

8

B S B
MÜNCHEN

Siebentes Kapitel.

Ueber Titulaturen.

Unter den verschiedenen Maßstäben, nach denen man die Schritte berechnet, die diese oder jene Nation in der Aufklärung vor sich hingethan hat, sollten meines Erachtens wohl auch die Titulaturen ihren Platz finden.

Römer und Griechen kannten diese barbarischen Gepränge nicht, und Frankreich hat sie längst aus seiner Sprache verbannt; nur wir Deutsche wollen uns von diesem Titeletiquette nicht losreissen, und so geben wir klar zu verstehen, daß wir in der wahren Aufklärung noch nicht so weit vorgerückt sind, als wir glauben.

Un-

Unsre Titulaturen sind aber nicht nur äusserst überladen, sondern zum guten Theil auch übel anpassend und lächerlich, und tragen also, ohne daß wir weiter ihrem Ursprunge nachforschen dürfen, den Namen ihres Erfinders, des dummen Stolzes an ihrer Stirne.

Ich will nur die Titulaturen anführen, die im Briefstil üblich sind. Der niedrigste Titel, der mir bekannt ist, und den sich sogar die Herren Schneider- und Schustermeister wechselweise in ihren Zuschriften geben, ist wohledler Herr. Nun glaub ich zwar gern, daß mancher Schneider und Schuster der Denkart nach ein edler Herr seyn könne, da aber dieser Titel sich nicht auf den innerlichen Karakter sondern auf den äusserlichen bezieht, so ist der wohledle Herr hier sehr übel angebracht; denn wie kann derjenige wohl edel seyn, der nicht einmal edel ist.

Nach dem wohledeln Herrn kömmt der Hochedle. Dieser Titel ist vorzüglich unter den Herren Kaufleuten üblich. Nach seiner Herleitung soll er nur gegen Leute von hohen Adel gebraucht werden: denn nur diese sind Hochedel; daher mögen sich wohl unsere Nachkömmlinge wundern, wenn sie vielleicht in einem aus unsern Zeiten übrig gebliebenen Handlungsbrief lesen, daß der eine hochedle Herr dem andern hochedlen Herrn eine Kommission auf Häringe, Sardellen und Stockfische (*) gegeben hat.

Hochedelgebohrne Herrn sind Aerzte, Advokaten, Professoren, Gelehrte und Künstler, ein Titel dessen Lächerlichkeit nie mehr auffällt, als wenn man sich

---

(*) Herr Obermayer hat bey Gelegenheit, als er von unserm heiligen Orden sprach, der Stockfische wegen eine sehr zweydeutige Bemerkung gemacht, die ich ihm aber, weil er es vielleicht nicht so übel meinte, herzlich gern verzeihe.

sich in dem hochedelgebohrnen Herrn einen Gelehrten denkt, der in einem Dachstübchen wohnt.

Die Ritter des heil. röm. Reichs, so auch die Reichsfreyherrn, und andere Personen von Karakter, z. B. Hofräthe, geheime Sekretäre und dergleichen heissen **wohlgebohrne** Herren, wenn sie gleich krumm oder buklicht zur Welt gekommen, und also im Grunde **übel gebohrne** Herren sind.

Die Grafen sind **hoch**- und **wohlgebohrne** Herren zugleich. Vielleicht schreibt sich erstere Benennung aus den Zeiten her, wo sie ihre Raubschlösser auf **hohen** Bergen hatten, und die **niedrig** gebohrne Kaufleute, wenn sie auf die Messe giengen, standesmässig plünderten. **Durchlauchtige Herren** sind endlich die Fürsten des heil. röm. Reichs.

Man hat sich aber nicht begnüget, diese albernen Titulaturen blos in den Briefstil einzuführen, sondern hat sogar

die

die Sprache des Umgangs damit beladen, und es giebt wohl auch, besonders in der Schweiz, einige Städte, wo sich die Bürger, die doch nichts auf Adel halten, in ihren Trinkstuben Euer **Hochedel** und **Euer Hochedelgebohren** nennen.

Wenn die Menschen dieses Titelgepränge blos für das, was es ist, nämlich für einen Schall unbedeutender Worte hielten, so stünde dieser Misbrauch gewis nicht in der Bildergalerie **weltlicher** Misbräuche, so aber sehen es viele **wohl** und hochgebohrne Herren für einen wesentlichen Theil ihrer Grösse an, und sind äusserst empfindlich, wenn man ihnen etwas davon benehmen will; und so hat oft der blosse Titel in einer Bittschrift das Glück oder Unglück eines ehrlichen Mannes gemacht.

Nicht also blos, weil sie ein Uiberbleibsel der Barbarey sind, sondern weil sie auch wirklich nachtheilige Folgen haben können, wünschte ich, daß sie zur

Ehre der Nation und der Menschheit aus dem Geschäftstil und der Sprache des Umgangs verbannet würden.

Die Sache soll nach meiner Einsicht so schwer nicht halten, besonders wenn die Grossen den Anfang machen. Haben sie, ohne von ihrer Hochheit zu verlieren, die spanischen Perücken und Mantelkleider ablegen können, so dürften sie sich wohl auch unbeschadet von den gothischen Titulaturen los machen.

Sr. Majestät der Kaiser haben, was ihre Person betrift, sich alle überflüssige Titeln verbeten. Ich zweifle auch gar nicht, daß so ein Beyspiel Nachahmer finden werde, um so mehr, wenn einige Herren und Damen es sich zu Gemüth führen wollen, daß die Titulaturen aus dem beliebten Frankreich (bald hätte ich gesagt, so wie die Jesuiten) vertrieben worden.

Damit man mir nicht vorwerfe, daß ich einen Sprung von der Natur verlan-

ge, so wünschte ich wenigsten, zum ersten Schritte, eine Reformation und eine vernünftigere Anpassung dieser Titulaturen. So sollte zum Beyspiel der Beysatz Edel nur den wirklich Adelichen der letzten Klasse gegeben werden. **Wohledler** wär für die zweyte Klasse, und **hochedler Herr** endlich für den ersten Rang: ohne mir also den Kopf zu zerbrechen weiß ich, daß ein Reichsritter ein **edler Herr**, ein Baron und Graf ein **wohledler** und ein Fürst ein **Hochedler Herr** ist, und darf also nicht besorgen, wegen Ubersehung der gebührenden Titulatur bey dieser oder jener Beförderung ebenfalls übersehen zu werden.

Was nun die Gelehrten, Künstler, Kaufleute, und (die ich aus Versehen zu letzt anführe) die Beamten betrift, so mögen sie sich, wenn ihnen das blosse: **mein Herr**, zu wenig scheint, eines angemessenen Beysatzes bedienen. Ein gelehrter könnte also ein gelehrter Herr,

der Künstler, ein geschickter Herr, der Kaufmann, ein spekulativer Herr, und der Beamte ein feiner Herr heissen; Für einen guten Theil der Handwerker würde es aber nicht übel lassen, wenn sie sich des altdeutschen Ausdruckes: Fester Herr, bedienten; und so wäre der Entwurf zu einem neuen Titulatursistem fertig.

Da ich nun schon einmal die kleine Thorheit begieng, und mich von der Reformationssucht anstecken ließ, so will ich mich, bevor ich dieses Kapitel schliesse, auch noch etwas im weiblichen Gebiete umsehen, und da muß mir freylich der Titel **Euer Gnaden** am ersten in die Augen fallen; denn er ist nicht nur ein Schandfleck für die deutsche Sprache, sondern auch in vielen Fällen ein Statire auch die Dame (*) die ihn bekömmt.

Die

(*) Es lassen sich zwar auch die Männer Euer Gnaden nennen; sie haben diesen Titel aber nur

Die Benennung Gnädige Frau ist mehr deutsch, und passet wirklich auf viele Damen; indessen mußte ich immer bey mir lachen, so oft ich eine unbarmherzige zanksüchtige Dame eine gnädige Frau nennen hörte.

Ich weiß, daß viele Herren Autoren den Titel, Frau von, lächerlich zu machen suchten; allein hierin bin ich ganz und gar nicht ihrer Meinung; denn ich lobe vielmehr diese Benennung, und wünsche von Herzen, daß die Frau von X — ja die Frau von X — und folglich die Frau von ihrem Manne seyn, und heissen möge.

Wenn aber das schönere Geschlecht auch immer das folgsamere Geschlecht wäre, so hätte ich eine viel wichtigere Vorstellung an dasselbe zu thun.

nur von den Weibern entlehnt; denn im Grunde ist doch nur das weibliche Geschlecht; das Gnädige Geschlecht;

Es hat sich seit geraumer Zeit der Misbrauch unter den löblichen Frauen eingeschlichen, daß sie sich den Karakter oder wenigstens die Benennung von dem Karakter ihrer Männer beylegen. So nennt sich die Frau des Hofraths, Frau Hofräthinn, jene des Einnehmers, Frau Einnehmerinn; im Reich giebt es wohl so gar, Professorinnen, Sekretärinnen, und Mauthbeschauerinnen.

Alle diese Benennungen sind zwar an sich unschuldig, und wenn ich die Damen bitte, solche abzulegen, so geschieht es nicht, weil ich vermuthe, daß etwan einige von ihnen diesen Titel nicht umsonst tragen wollten, und nach und nach gesucht hätten, wirklich zu werden, was sie hiessen, sondern weil ich überhaupt befürchte, daß die Ehre ihrer Männer und ihre eigene darunter leide: denn nicht Jedermann denkt so gut von ihnen, als ich, und es giebt leider böse Leute, die es nicht blos vermuthen, sondern

wohl auch laut sagen, daß manche Frau Hofräthinn wirklich Hofräthinn, und die Frau Einnehmerinn im buchstäblichen Verstand eine Einnehmerinn gewesen sey.

Wenn sie mir in diesem Punkte meine Bitte gewähren (und als einem Exkapuziner sollen sie mir so etwas kaum versagen) so will ich ihnen gern alle ihre übrigen Titulaturen gönnen.

Noch liegt das Gebiet geistlicher Titulaturen vor mir; allein mir geziemt es nicht die wohlehrwürdigen, Hochwürdigen, in Gott Geistlichen, Hochwürdigsten und Gnädigen Herren lächerlich zu machen; denn ich erinnere mich immer an das alte Sprichwort; jeder Vogel soll sein Nest sauber halten.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosses Vorzimmer.

(2) Ein hochgebohrner Herr wirft einem hochedelgebohrnen Gelehrten, der um einen Dienst anhielt, die Bittschrift vor die Füsse, weil er ihn darin blos Herr Graf hieß.

(3) Statt des hochedelgebohrnen Herrn erhält ein wohledler Handlungsdiener den Dienst, weil er in der Titulatur jedes unbedeutende Dorf angeführet, das schon vorlängst den Gläubigern des Herr Grafen gehört. Der wohledle Herr küßt dem Hochgebohrnen den Schlafrock.

(4) Seitwärts steht ein hochedler Kaufmann und ein wohledler Schneidermeister. Beyde haben bereits das ganze Titelregister erschöpft, und sogar neue Titel erfunden, ohne aber einen Kreuzer durch diesen Kunstgrif zu erhalten.

(5) Der Kammerdiener heisset einen wohlgebohrnen bucklichten Herrn in das Nebenzimmer treten.

(6) Ein Schreiner, der sich gar nicht auf Titulaturen versteht, und die Grille hat, daß ein arbeitsamer Bürger dem Staat nützlicher sey, als ein hochgebohrner Müssiggänger, will mit Gewalt zur Thüre eindringen.

(7) Die Bedienten drücken den wohledlen Herrn hinaus.

Achtes Kapitel.

Ueber Kleidertracht.

Das unvernünftige Thier ist noch immer, wie es aus den Händen der Natur kam. Es behält seine Bedürfnisse, ohne sie zu vervielfältigen, oder auf grösſere Bequemlichkeit zu sinnen. Die Schwalbe baut noch immer ihr Nest, wie sie solches vor ungefähr 5000 Jahren (*) mag gebaut haben, und dem Löwen ist es noch nicht eingefallen, wo anders als in seiner Höhle zu wohnen, oder sich aus den Häuten der von ihm er=

(*) Mir als Geistlichen ist es nicht erlaubt eine längere Existenz der Welt anzunehmen.

p. 106.

9

erwürgten Nebenthiere ein Kleid zu verfertigen.

Das vernünftige Thier der Mensch hingegen ist ganz von seiner (*) Bestimmung, oder wenigstens von seiner ersten Lebensart abgewichen. Er war nicht zufrieden mit den Bedürfnissen, die ihm die

(*) Verschiedene Philosophen behaupten, die wahre Bestimmung des Menschen sey, gleich den Thieren im Kleid der Natur in Wäldern herum zu laufen, oder nach der Meynung eines sonst sehr vernünftigen Mannes, wohl gar auf allen Vieren herum zu kriechen. Nun läßt sich zwar nicht läugnen, daß, ohne alles Licht des Glaubens, und auch ohne Kleidung, von den Seefahrern mehr als eine Völkerschaft entdecket worden, die zwar nicht auf allen Vieren kroch, aber doch im Uebrigen gleich dem lieben Vieh lebte; allein seitdem die gelehrten Herren Jesuiten und andere verdienstvolle Missionaren ihnen die Erkenntniß vom Guten und Bösen beygebracht haben, hat der größte Theil von ihnen, nebst dem Kleid der Seele, nämlich dem Glauben: auch die Blösse des Körpers mit Kleidung bedeckt, so daß nun die meisten Erdebewohner, oder richtiger gesagt, die meisten Menschen unter geistlichen und weltlichen Gesetzen leben, woraus aber zu erhellen scheint, daß sie mit den freyen unvernünftigen Thieren unmöglich eine gleiche Bestimmung haben können.

die Natur zutheilte, sondern schuf sich noch eine gute Anzahl neuer hinzu.

Mir, als einem unbedeutenden Exkapuziner geziemet es nicht zu entscheiden, ob er durch die Vervielfältigung seiner Bedürfnisse seinen Zustand verbessert oder verschlimmert habe; aber so viel scheint mir, daß gerade in diesem Hang zur Bequemlichkeit, oder welches eins ist, in diesem Hang zu neuen Bedürfnissen, vorzüglich das Kennzeichen liege, das den Menschen von dem unvernünftigen Thiere unterscheidet; denn ohne diesen Hang würden alle Vollkommenheiten, die die Natur gewiß nicht umsonst in seine Seele gelegt hat, unentwickelt geblieben seyn.

Ich für meinen Theil bin also nicht unwillig darüber, daß der Mensch, oder wie ihn einige neuere Philosophen zn nennen belieben, das Menschthier statt Wäldern und Klüften, in bequemen Häusern wohne, daß es sein Kleid der Natur mit einem andern von Seide oder

Wolle

Wolle einhülle, und sich überhaupt alles herbeyschaffe, was Bequemlichkeit und Verschönerung zum Endzweck hat.

Wenn ich aber sehe, daß der Mensch, um eine Bequemlichkeit zu erhalten, sich eine Menge Unbequemlichkeiten zuzieht, oder wenn die vermeinte Bequemlichkeit selbst eine Unbequemlichkeit ist, so kann ich nicht umhin es laut zu sagen, daß das vernünftige Thier in solchen Fällen sehr unvernünftig handle.

Ich könnte solche Fälle in die Menge anführen, will aber für dieses Mal nur bey der Kleidertracht stehen bleiben.

Es hat dem boshaften Herrn Obermayr beliebt, über dem Eingang seiner Bildergalerie das Bild eines Kapuziners aufzuhängen, und einen Nachkömmling hinzustellen, der sich beym Anblick dieser lächerlichen Figur den Bauch vor Lachen hält.

Was die Bequemlichkeit unsers heiligen Ordenshabit betrift, davon ist weder Herr Obermayer, noch ein anderer

Laye zu urtheilen im Stande; in Ansehung des Verschönerungpunktes hingegen will ich gerne zugeben, daß das Kleid eines Kapuziners eben nicht am vortheilhaftesten dazu sey; und da ich mir einmal die Wahrheit zur Pflicht gemacht, so gesteh ich so gar ein, daß mir seit meiner Reforme diese Tracht nun selbst äusserst auffalle, und daß ich es gern den Layen verzeihe, wenn sie solche komisch finden.

Da ich aber so aufrichtig bin, so wird mir auch Herr Obermayer bekennen müssen, daß ein Frauenzimmer mit einem Chodron über den Kopf, und in einer großen Buffante gewiß trotz einem Kapuziner eine lächerliche Figur mache. Allein nicht blos bey den Buffants, sondern auch bey einem guten Theil der übrigen Trachten scheint mir der Hauptendzweck, Bequemlichkeit und Verschönerung, ausser Acht gelassen.

Eine bequeme Tracht nenne ich, die die Bewegung des Körpers nicht hindert, und uns nach den Umständen der Witterung vor Hitze oder Kälte schützet; eine verschönernde Tracht aber, die den Körper in schönes Ebenmaß bringt; denn ohne Ebenmaß ist keine Schönheit.

Die sogenannte Schnürbrüste, durch die der Leib eines Weibs (wie sich ein Dichter ausdrückt) zum Leib einer Ameise zusammen gepresset wird: die Kinderschuhe für erwachsene Damen; die Lustgärten auf ihren Köpfen, die sie zu keiner Thüre hineinlassen, und wegen denen sie im Wagen auf dem Boden sitzen müssen; die Bouquets an ihren Busen, die sie in die Nase stechen, so oft sie sich bücken wollen; die entblößte Brust, bey Frost und Schneegestöber; ihre von Flor überzogene Sommerhüte wider den brennenden Sonnenstral, und endlich ihre Reifröcke, durch die sie sich

selbst,

selbst, und allen Umherstehenden beschwerlich fallen, nebst noch vielen andern weiblichen Kleidungsstücken, die ein Kapuziner unmöglich alle nennen und wissen kann, sind ja klare Beweise, daß sie wenigstens den ersten Hauptendzweck die Bequemlichkeit verfehlet haben.

Der Beweis für den zweyten Punkt soll mir eben so wenig schwer werden.

Ein Kopf, der durch Haarlocken und Vogelfedern zur Ellenlänge ausgedehnet wird, kann unmöglich mit den übrigen Theilen des Körpers im Verhältniß stehen, und also schon blos aus diesem Grunde zur Verschönerung etwas beytragen. Eben so wenig die durch Bleygewichte verlängerte Taille des Kleids, oder das durch hohe Absätze erhöhte Untergestell.

Doch ich kann mir wirklich die Mühe ersparen, in die einzelne Theile ihrer entstellenden Kleidertracht hineinzugehen; denn

denn schon blos der Umstand, daß sie ohne Auswahl, und ohne zu bedenken, ob sie für jeden Wuchs passe, jedwede französche Mode annehmen und mitmachen, ist mir ein hinlänglicher Beweis, daß das so genannte schöne Geschlecht nicht immer Gefühl vom wahren (*) Schönen habe.

Bringt

(*) Ich sagte doch: nicht immer, aber ein grosser deutscher Philosoph behauptete einst gegen mich, daß die Weiber gar kein Gefühl für das wahre Schöne hätten, und daß Verstand und Harmonie, welche eigentlich dieses Gefühl ausmachen, nur ein Antheil der Männer sey. Er glaubt dieses dadurch zu beweisen, daß nicht einmal die Weibchen der Thiere harmonisch wären, und daß der göttliche Gesang der Nachtigall, der rührende der Grasmücke, und so durch alle Gattungen von Vögeln, nur immer vom Männchen komme. Ein Gelehrter Abbate, der eben mit an der Tafel war, setzte ihm die Stimme einer welschen Sängerinn entgegen. Mein Philosoph aber vertheidigte seinen Satz durch die Behauptung, daß die schönste Weiberstimme nur das Ohr kitzeln könne, Männerstimme aber die Seele erschüttere. Er verglich dabey die Weiberstimme mit der Violin, die ohne Begleitung andrer Instrumente, auch von

Bringt die Pariser-Puppe eine hohe Frisur mit nach Deutschland, so tragen die Deutschen ebenfalls hohe Frisuren, und so im Gegentheile kleine Kraus- oder wohl gar geschorne Kinderköpfe, wenn diese gerade die herrschende Mode sind.

So geht es mit den langen und kurzen Taillen, mit engen und weiten Kleidern, so mit ihren Reifröcken, Buffanten, Anhängsäcken, und wie diese nothhelfende Maschinen alle heissen mögen; daher kann sich dann ein ehrlicher Mann unmöglich des Lachens enthalten, wenn er einen Riesenkopf auf dem Leib eines Zwerges erblickt, oder eine Dame, die das Maß eines Grenadiers hätte, mit einem

von Meisterhand gespielt, unerträglich wird, die Männerstimme aber mit einem blasenden Instrument, das auch ohne Begleitung seine Wirkung thut. Man muß doch gestehen, daß Philosophen zu Zeiten ganz besondere Einfälle haben.

nem nach Kinderart geschornen Kopf eintreten sieht; aber am allerlächerlichsten kömmt es ihm vor, wenn Damen, denen die eigensinnige Natur einen sichelförmigen Wuchs zugetheilt, diesem Fehler durch anliegende Kleider abzuhelfen suchen, oder sich wohl gar einbilden man sehe den Buckel unter der angloise nicht.

Die Tracht der Bürgersfrauen und Bürgerstöchter hätte in vorigen Zeiten wohl ein eignes Kapitel verdient, da aber aus den meisten Bürgersfrauen Damen, und aus ihren Töchtern Fräuleins geworden, so mögen sie sich auch das Ihrige aus dem herausklauben, was ich über die Tracht der Damen angemerkt habe.

Die Tracht der sogenannten Stubenmädchen ist wenigstens im Punkte der Verschönerung untadelhaft, und wenn sie doch ihre Unbequemlichkeiten haben mag, so sind sie wenigstens nicht so auffallend als an den Trachten der Damen.

Der Mann ist bald schön genug: sagt das Sprichwort, und das mag die Ursache seyn, daß diejenigen, die wirklich unter die Männer gehören, so ziemlich von der lächerlichen Modesucht befreyet sind.

Die junge Herren, die in Schnee und Regen den Hut unter dem Arm herum gehen — bald kaum zwo Ellen Tuch auf dem Leibe tragen — bald sich in einen ungeheuern Bruderschaftmantel einwickeln — im Koth weisse Strimpfe, und bey trocknen Wetter Stiefel anhaben — ihren kleinen Kopf sammt ihrem kleinen Verstand in einem Sturmhut verbergen — ungeheure Pferdschnallen an ihren Menschenfuß schnüren, und gleich darauf wieder ihre Schuhe mit Bändern zusammen ziehen — statt einer mässigen Binde, Hand-oder wohl gar ganze Tischtücher um ihren Hals winden, kurz alle diejenigen Männer, die durch ihre Tracht beweisen, daß sie weder Gefühl für Bequem-

quemlichkeit noch Schönheit haben, mögen es mir verzeihen, wenn ich sie einstweilen unter das weibliche Geschlecht zähle, und sie, was die Nutzanwendung dieses Kapitels betrift, an die Rubricke der Damentracht weise.

Ich sagte vorhin, daß sich viele, um eine Bequemlichkeit zu geniessen, viele Unbequemlichkeiten aufladen. Dies geschieht in Ansehung der Tracht, (denn nur von dieser ist hier die Rede) wenn eine Burgersfrau mit Mann und Kindern zu Haus halb erfriert, um auf der Gasse mit einem Modepelz erscheinen zu können; oder wenn sich eine Dame Seidenstofe aus Paris verschreibt, die sie dann mit ihren Juwelen bezahlen muß; oder wenn sich statt der Hemden eine Bürgerstochter einen langen Mantel anschaft; Niemand aber ist grössern Unbequemlichkeiten ausgesetzt, als ein Kammermädchen, das bey einer rechtmässigen Revenüe von dreyßig oder 40 Gulden gleich

einer Dame ihre Saisonkleider (*) haben will. Und hier scheint mir eigentlich die Gränzlinie zu seyn, wo der sonst so löbliche und nützliche Hang zur Bequemlichkeit in Luxus ausartet.

Es giebt freylich noch manch andere Trachten in meiner Gegend, über die sich ein und anders sagen ließ. Unter diese gehörten vorzüglich die grossen Perücken der Rathsherrn in Reichsstädten, die rathsherrnmässige Tracht einiger Professoren an mancher Universität, und wohl selbst die feyerliche Kleidung der Fakultätsglieder (**) ohne der halb geistlich-halb weltlichen Tracht der so genannten

Kon-

(*) Die Berechnung dieser Unbequemlichkeiten mag unsern lieben Pater Sonntagprediger veranlasset haben die Tracht der Stubenmädchen die Teufelstracht zu nennen.

(**) Als Sr. päbstliche Heiligkeit Pius der 6te in einer grossen Hauptstadt Deutschlandes pontificirten, steckten sich so gar einige berühmte Kaufmänner in die Kleidung der Universitätspedelle, um dieser Ceremonie ungestört zu sehen zu können.

Konducktansager oder (*) Seelennonnen zu gedenken.

Allein ich machte mich nicht anheischig, alles über alles zusagen, sondern wollte Herrn Obermayer nur beweisen, daß es ausser den Kapuzinern noch mehr lächerliche Figuren in der Welt gebe.

(*) In Bayern und auch in verschiedenen andern Städten des deutschen Reichs sagen Weiber zur Leiche an, die man Seelennonnen nennt. Sie gehen aber nicht die Treppe hinauf, sondern ziehen vorher an der Glocke, und machen dann ihre Einladung von der Gasse.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosser Plaz, der zur öffentlichen Promenade bestimmt ist.

(2) Eine sehr kleine Dame geht mit einem Offizier am Arm. Ihr Kopfpuz reicht über ihn hinaus, wenn sie gleich um gute drey Köpfe kleiner ist, als ihr Galan.

(3) Eine andere Dame kömmt eben gefahren. Bey Eröffnung des Wagenschlags sieht man, daß sie nicht auf den gewöhnlichen Pölstern, sondern auf einem sehr niedrigen Kinderschemmel sitze.

(4) An der rechten Seite der Promenade ist ein Wall, auf dem viele Menschen das Unglück besehen, das Wasser und Eis in den herumliegenden Ortschaften angerichtet hat.

(5) Zween junge Herren tragen eine junge Dame, die an das Gehen nicht gewöhnt ist, mit Hilf ihrer Bedienten nach ihrem Wagen zurück. Leute, die ihren kleinen niedlichen

Fuß

Fuß nicht bemerken, glauben, daß die Dame beym Anblick der verunglückten Nebenmenschen in Ohnmacht gefallen seyn.

(6) Eine sehr dicke Dame, die die Natur reichlich mit Anhängsäcken versehen hat, die aber, weil es so Mode ist, Buffant und Pauschen trägt, will sich mit Gewalt in einen Tragsessel pressen, der aber entzwey geht.

(7) Die Sesselträger drücken ihr Erstaunen aus.

Neuntes Kapitel.

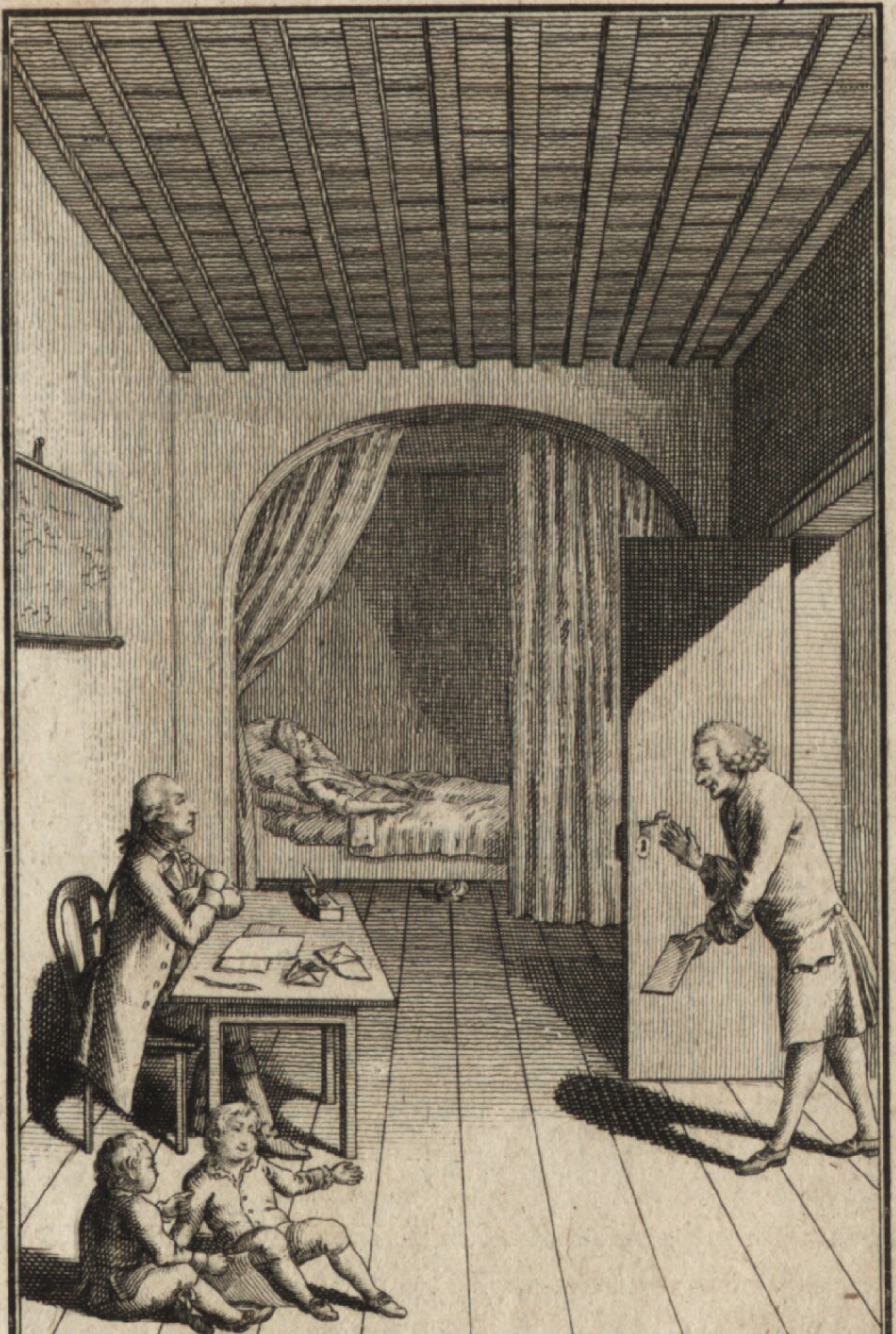
Ueber Komplimente.

Es existirt wohl schwerlich eine Nation auf dieser lieben Gottes Welt, die nicht eine gewisse Art von Komplimenten unter sich eingeführet hätte; ja wenn wir recht aufmerksam auf die Handlungen der unvernünftigen Thiere seyn wollen, so werden wir finden, daß auch diese ein gewisses Ceremoniel unter sich beobachten; denn es begegnet nicht leicht ein kleiner Hund einem grossen, ohne mit tiefer Verehrung den Schweif an sich zu ziehen, und sich, so viel nur möglich, an die Wand zu halten. (*)

Freylich scheint so ein Kompliment mehr eine Folge von der Furcht gebiessen

(*) Man sieht wohl, daß sich die Hunde viel weniger als meine lieben Landesleute auf Ett-

p. 122.



10

B S B
MÜNCHEN

sen zu werden, als von wahrer Verehrung zu seyn; wer steht mir aber gut dafür, ob nicht auch manche Menschen sich blos deswegen so tief vor diesem oder jenem Großen bücken, weil sie gleich den **kleinen** Hunden das Beissen fürchten?

Doch die Menschen mögen bey ihren Komplimenten was immer für Beweggründe haben, so hat nun einmal diese Gewohnheit im ganzen Menschengeschlecht so tiefe Wurzel geschlagen, daß es ein lächerliches Wagstück von mir wäre, wenn ich sie auszureuten auch nur die Miene machte.

Ich werde mich also blos begnügen über ein und andere Unart deutscher, oder wenigstens nach Deutschland verpflanz-

quet verstehen, sonst würden sie aus dem französischen Komplimentbüchlein sich die Regel gemerkt haben, daß man denjenigen, die mehr als wir sind, jederzeit beym Kompliment den Weg an der Wand lassen müsse, damit sie um so leichter über Holzstöcke und Steine wegfallen mögen.

pflanzter Komplimente, gleich dem Herrn Obermayer, eine ebenfalls brüderliche Erinnerung zu machen.

Unsre liebe Vorfahren kannten in ihrem Gruß den ganzen aus Frankreich gekommenen Troß von gehorsamen, ergebensten, und allerunterthänigsten Dienern und Knechten nicht, und ich glaube immer, sie würden denjenigen wie einen Knecht behandelt haben, der die Unverschämtheit gehabt hätte, sich, ohne es zu seyn, ihren Knecht zu nennen. Dafür aber waren sie, ohne mit ihrer Dienerschaft zu pralen, wahre Diener ihrer Freunde, und es war gewiß von dem alten, Gott grüß dich, im Nothfall leichter ein schönes Stück geld zu erhalten, als von einem itzigen très humble & très obèissant serviteur (*) einen Trunk Wasser.

So

(*) Ich hoffe doch nicht, daß Herr Obermayer, oder sonst seines gleichen den Muthwillen ha-

So wußten auch unsere redlichen Vorfahren gewiß von den tiefen Bücklingen und Krazfüssen nicht. Zu lezteren waren ihre nervigte markvollen Beine nicht lenksam genug; vielleicht mögen sie es auch für lächerlich gehalten haben, mitten im Gehen eine Minuete anzufangen; Die Bücklinge aber konnten vielleicht deßwegen nicht ihren Beyfall finden, weil sie bey ihrem Gefühl von Redlichkeit kein Bedenken trugen, einem jeden gerade zu ins Auge zu sehen, und also bey ihrer biedern Denkart nicht nöthig hatten, gleich vielen itzigen gehorsamen Dienern das böse Gewissen, oder Schadenfreude und hämisches Lächeln mit einem tiefen Bücklinge zu verstecken.

Man

---

ben werden, unter diese Serviteurs auch viele hochwürdige Herren zu zählen, die sich gehorsame und unterthänige Diener nennen, und vielleicht noch weniger als die weltlichen einen Dienst leisten. Beym heiligen Franziskus, ich wüßte auf dergleichen Vorwürfe nicht gleich zu antworten;

Man würde es sehr lächerlich finden, wenn Jemand, um dem Großen seine Ehrfurcht, oder dem Freund seine Liebe zu bezeugen, den Schuh abzöge; aber keinem will es auffallen, daß es gewiß eben so lächerlich sey, im Schneegestöber das an die Bedeckung gewöhnte Haupt zu entblössen, und sich für ein Kompliment den Schnuppen zu holen; die Türken wenigstens und viele andere Völker, die wir **Barbaren** nennen, wissen von diesem **barbarischen** Gebrauche nichts.

Da der Anfang der Hüte (*) nicht über die Regierung Karl des 6ten Königs in Frankreich hinauf steigt, so ließ sich wohl auch der Ursprung vom **Hutabziehen** entdecken.

Viel-

(*) Man hielt die Hüte damal für eine solche Eitelkeit, daß der Erzbischof von Paris allen Priestern Befehl ertheilte, mit der heiligen Messe inne zu halten, wenn ein Geistlicher mit einem Hut in der Kirche erscheinen würde. Karl der 5te trug einen kleinen mit Sammet überzogenen Hut, den er, als es 1547 bey der Musterung seiner Armee regnete, abzog, damit er nicht naß wurde.

Vielleicht wollte man den Grossen bloß das Kompliment machen, daß die Köpfe ihnen zu Diensten stünden, vielleicht ihnen auch die Erinnerung geben, daß man ebenfalls seinen eigenen Kopf habe. Bis also die weltberühmte Akademie (*) der schönen Wissenschaften in Berlin nicht den Ausspruch gethan hat: ob man aus der ersten oder zweyten Ursache den Hut vor den Grossen abziehe, mögen meine Landsleute immerhin diese Ge=

(*) Man wird sich vielleicht wundern, wie mir als einem Exkapuziner auch nur die Existenz dieser gelehrten Akademie bekannt seyn könne; allein diese Verwunderung wird verschwinden, wenn man sich an die Preisfrage erinnert, die die Glieder dieser berühmten Gesellschaft vor einigen Jahren aufgaben, und die im Grunde nichts anders sagen wollte, als: ob es rathsamer sey die Menschen aufzuklären, oder sie im Irrthum zu erhalten? So eine Aufgabe mußte natürlich in dem Kopf eines jeden Ordensgeistlichen Gährung machen, und billig das Erstaunen erregen, wie man noch eine Frage aufwerfen könne, die wir schon vorlängst entschieden zu haben glaubten --- Unsre größte Verwunderung aber war, wie so eine Frage von Berlin kommen konnte?

Gewohnheit beybehalten; nur wünschte ich, daß sie dabey gegen ihre Freunde eine Ausnahme machten, wenn sie anders nicht die Absicht haben, die grauen Haare herzuweisen, die Kummer und Sorgen leider manchem braven Manne vor der Zeit die Scheitel decken.

Als Seine päbstliche Heiligkeit Pius der 6te Deutschland mit seiner Gegenwart beglückte, spotteten gewisse freydenkende Herren über die andächtigen Damen, die mit einer Art von Entzückung sich zum Vater der Gläubigen hinzudrangen, und seinem geweihten Pantoffel den wärmsten Kuß aufdrückten.

Nun muß ich zwar eingestehen, daß ich dieses häuffige Pantoffelküssen (*) selbst nicht billigte; denn erstens ist

(*) In einer gewissen Stadt, die sich aber nicht wohl errathen läßt, war man nicht damit zufrieden dem heiligsten Vater den Pantoffel am Fuße geküsset zu haben, sondern ließ es sich wohl auch noch hübsches Geld kosten, um so einen getragenen Pantoffel zu bekommen.

ist so etwas zur Seligkeit nicht nothwendig, und dann war es bey einem guten Theil der Damen gewiß mehr Neugierde als Verehrung; indessen scheint mir ein Kuß auf einen Pantoffel, der noch zum Ueberfluß mit einem (freylich nicht am schicklichsten angebrachten) Kreuze versehen ist, bey weitem nicht so lächerlich, als die Ceremonienküsse, die gerade die Spötter des Pantoffelkusses den Händen der Damen, die nichts weniger als geweiht sind, bey jeder Gelegenheit ohne Unterschied geben.

Unsre braven Voreltern wußten von diesem Huldigungsakte nichts; aber eben, weil sie den Weibern nicht huldigten, blieben sie Herren im Haus. Ich habe aber noch einen andern Grund vor mir, warum ich die Ablegung dieses Ceremoniels wünschte.

Die Damen sind, wie alle Kenner behaupten, sehr reizbare Geschöpfe; es erfordert also die Klugheit der Männer,

daß sie dieser Reizbarkeit nicht zu viele Nahrung geben. Nichts soll aber ihre weichgeschaffenen Nerven leichter in Erschütterung bringen, und ihre sanften Seelen mehr znm Zorn reizen, als der Vorzug, den diese oder jene Dame vor ihnen erhält, und so können die Handküsse nicht anders als grosse Verwüstungen in dem weiblichen Nervensystem anrichten.

Die betagte Dame glaubt, daß ihr dieser Tribut wegen ihrem Alter am ersten gebühre; die Reiche fordert ihn ihres Reichthums wegen, und die Schöne — wegen ihrer Schönheit. Es ist aber unmöglich, daß ein Mann (er sey selbst ein Ceremonienmeister) in diesem Punkte zugleich der alten, der reichen und der schönen Dame genug thun könne.

In Gesellschaften von dem so genannten alten Adel kommen die Handküsse so ziemlich ausser Mode, und so

habe

habe ich gute Hoffnung, daß auch der Halbadel einmal einem guten Beyspiel folgen werde, besonders wenn er bedenkt, daß man in Frankreich keine Hand küßt.

Als ein Kapuziner soll ich wohl noch eine andere schädliche Folge des Handküssens rügen. Wie leicht lassen sich bey dieser Gelegenheit Liebesbriefchen in die Hand drücken, oder sich durch einen blossen Fingerdruck andere Verabredungen trefen? Ja unser Pater Prediger behauptet sogar, daß die blosse Berührung einer Weiberhand (*) die Unschuld der

(*) Ich sehe Herrn Obermayer, als wenn er vor mir stünde, wie er bey dieser Stelle seinen Mund in ein boshaftes Lächeln zieht, und vielleicht wohl laut die Frage thut: warum dann wir Geistliche, wenn die Berührung einer weiblichen Hand der Unschuld des Herzens so gefährlich ist, uns so gern von weiblichen Händen berühren lassen, und dem andächtigen Geschlecht nach der Beicht, oder auch, wann wir vom Predigtstuhl kommen, gleich den regierenden Herren oft beyde Hände zum Küssen vorhalten? Diese bedenkliche Frage betrift zwar mehr die gottseligen

Seele tödte; allein das hieß vom schönen gutherzigen Geschlechte und von Weiberhänden zu arg gedacht.

Dies wäre nun so eine freundschaftliche Erinnerung über die Komplimente der Männer gewesen, Ueber die Komplimente der Weiber läßt sich sehr wenig sagen; denn sie sind mehr gewöhnet, sie anzunehmen, als solche zu machen; daher sind sie in ihrem Betragen gegen die Männer ganz zwanglos; lassen sich Geschenke geben, spazieren fahren, spielen ihnen das Geld ab, ohne Komplimente zu machen, und so kömmt es dann auch, daß die meisten Frauen ohne alle Komplimente über die Börse ihrer Männer disponiren.

Un=

Jesuiten, als uns Kapuziner; denn diese hatten die fromme Gewohnheit ihre sämmtliche Zuhörerinnen nach einer troſtreichen Anrede zum Handkuß zu lassen; indessen läßt sich doch darauf antworten, und ich weiß, daß Herr Obermayer, wenn er wüßte, was eine geweihte Hand sagen will, diese Frage nie gethan hätte.

Unter sich sind sie freylich voll Ceremonien; machen tiefe Bücklinge, nennen sich ebenfalls gehorsame, ergebenste, und unterthänigste Dienerinnen, küssen sich, als wenn sie in einander verliebt wären, fast nach jedem dritten Wort; aber im Grunde sind sie klüger als die Männer (*); denn sie wissen es zu gut, daß es nur blosse Komplimente sind, und daher traut keine der andern.

Das Ceremoniel, oder vielmehr die Komplimente, die sich die Grossen durch ihre Gesandte machen lassen, gäben wohl auch zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß. So wird es wohl manchen, und vielleicht den grossen Herren selbst, aufgefallen seyn, daß Leute, die das Gesicht vorne tragen, mit dem Rücken zur

(*) Es giebt wirklich noch viele gutherzige Männer, die sich durch Komplimente hintergeben lassen, und noch nicht die Wahrheit einsehen lernen, daß ein gehorsamer Diener aus dem Munde eines Grossen eben so viel heiße als: das Begehren findet keine Statt.

Thüre hinaus gehen; oder daß man diesem oder jenem, der uns mit einem Besuch beehren will, bis an die Treppe, oder wohl gar bis an die Karrosse entgegen gehen müsse; allein diese Misbräuche sind viel zu heilig und vornehm, als daß sich ein unbedeutender Exkapuziner daran wagen sollte.

Ich schliesse also dieses Kapitel in der Zuversicht, Herr Obermayer werde nun eingestehen müssen, daß an den Komplimenten der Läyen das Herz eben so wenig Antheil habe, als an dem **Kompliment**, daß die Ordensgeistliche täglich dem lieben Herr Gott mit ihrem (*) Chor machen.

Kr-

(*) Ich habe mir Wahrheitsliebe zur Pflicht gemacht; deswegen trage ich kein Bedenken, öffentlich zu bekennen, daß unsre, nach Stunden ausgemessene Chorsängerey, wenigstens bey dem grössern Theil der Ordensleute, unmöglich etwas anders seyn könne, als ein Kompliment.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein Zimmer mit sehr einfachen Meublen.

(2) Ein Vater, den ein jugendlicher Fehltritt um Vermögen und Ehre gebracht hat, sitzt mit gegen Himmel empor gerichteten Augen an seinem Schreibtisch. Thränen des Kummers rollen seine Wangen herab.

(3) Seine Gemahlinn liegt in einer Seitenalkove krank zu Bette.

(4) Auf dem Schreibtische des Vaters liegen verschiedene Billets von ergebensten, unterthänigsten Dienern, die alle herzlich bedauren, daß sie ihrem liebsten besten Freund diesmal nicht dienen können.

(5) Zwey kleine Knaben spielen auf dem Boden mit einem Stück Papier, das ein Brief ist, worinn ein ganz gehorsamer Diener ihrem Vater wegen einer Schuldforderung mit dem Arrest drohet.

(6) Der Hausherr kömmt zur Thüre herein, und bedeutet dem ohnehin gekränkten Vater unter tiefen Komplimenten, und vielen Entschuldigungen, daß er gezwungen sey, ihm das Zimmer sperren zu lassen, wenn er bis morgen die Miethe nicht bezahlen werde.

p. 137.

11

B S B
MÜNCHEN

Zehntes Kapitel.

Ueber das Fahren in Städten.

Der Mensch hat sich nun einmal die Grille in den Kopf gesezt, daß er der Herr der Welt sey, und daß alle übrigen Geschöpfe *) blos zu seinem Besten von dem lieben Gott wären auf die Welt gesetzt worden. Es haben zwar verschiedene Thiere wider diese von dem Menschen an sich gerissene Oberherrschaft protestirt; es hat wohl auch mancher aufrührische Bär oder Wolf, wenn er gerade mit so einem Herrn der Welt an einem schicklichen Ort von An-

(*) Wenn eine gewisse Klasse von Insekten (die Kapuziner werden errathen, welche ich meine) Verstand hätte, so würde sie über die menschliche Grille von Oberherrschaft herzlich lachen müssen.

gesicht zu Angesicht zusammen traf, handgreiflich das Gegentheil bewiesen; indessen hat doch der Mensch noch bis diese Stunde bald durch List, und bald durch Gewalt sein Souvrenitätsrecht zu behaupten gewußt.

Dem zu Folge spannt er den Ochsen vor den Pflug, und ißt ihn dann zur Dankbarkeit; daher legt er dem Esel die größten Lasten auf, und macht zur Vergeltung welsche Salamien aus seinem Fleisch; so muß auch der Wolf seine Haut zu Wildschuren hergeben, und der falsche Fuchs die aufrichtigen Damen mit seinem Balg bedecken helfen, und so ist nichts natürlicher, als daß der Mensch auch das (*) edle Pferd seinem Willen unterjochet habe.

Es

(*) Zweyfüssige edle Thiere giebt es sehr viele, aber unter den vierfüssigen Thieren ist das einzige Pferd bis itzt für adelich angegeben worden; denn man nennt es das edle Pferd, und vielleicht hat auch wirklich hie und da ein Pferd mehr Verdienst um den Staat, als mancher Landjunker, den es zieht.

Es muß ihm Länder erobern, und Schlachten gewinnen; unzähliche Bedürfnisse aus fernen Ländern herbeyschaffen, und die eignen Landesproduckten hinausführen, seine Leidenschaft zur Jagd unterstützen; kurz es muß ihm zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum Nutzen dienen.

Die Belohnung ist freylich nicht die beste, und es ist gar nichts seltnes, so ein edles Pferd, das seinem Herrn die redlichste Dienste geleistet, und ihm wohl auch in der blutigen Schlacht das Leben gerettet hatte, in seinen alten Tagen an einem Fiackerwagen ziehen zu sehen.

Indessen ist meine Absicht gar nicht, diese dienstfertige Geschöpfe wider den Herrn der Welt in Schutz zn nehmen; denn erstens finde ich es selbst noch viel zu bequem, besonders auf Reisen, mich von diesen edeln Thieren tragen oder fahren zu lassen, und dann würden mir die Bauern vielleicht für diese Pferdproteck-

tion

tion wenig Dank wissen, weil es wohl manchem Landjunker, Falls die Pferde den Prozeß gewännen, einfallen könnte, statt ihrer die Bauern an seinen Pflug oder Wagen zu spannen.

Der Mensch mag also noch ferners seine Oberherrschaft über diese Mitgeschöpfe ausüben, nur soll er sich ihrer so bedienen, daß er damit seinen eignen Mitbürgern nicht zur Last falle.

Unsre Vorfahrer besassen freylich die grossen Kenntnisse nicht, die wir besitzen; dafür aber wußten sie auch von mancher Thorheit nichts, die uns eigen ist.

So hätten sie es vielleicht für eine Satire gehalten, wenn ihnen jemand zumuthete, daß sie bey gesunden Leib zur Kirche fahren, oder ihren Freund, der mit ihnen in einer und eben der Gasse wohnte, im Wagen besuchen sollten. Schon blos die vielen engen Gässen sind ein Beweis, daß sie ihre Städte für Menschen, und nicht für Pferde gebauet

ha-

haben. Dann hatten die französischen Köche ihr Fußgestell noch nicht so sehr verderbt, daß sie nöthig gehabt hätten, sich der Pferdfüsse bey Besuchen oder Promenaden zu bedienen, endlich liebten sie auch ihre Kinder zu sehr, um ihnen durch Pferde das Brod wegfressen zu lassen.

Um so grösser müßte also ihr Erstaunen seyn, wenn sie wieder zur Welt kommen und sehen sollten, daß nun ihre Nachkömmlinge bald mit einem Zug von Viern und Sechsen in der Stadt herum Post fahren, bald in einer Pirutsche im gestreckten Lauf durch die engsten Gässen hinrollen, und mit den armen Fußgehern eine Parforce-jagd anstellen.

Aber wie würde nicht ihr Erstaunen zunehmen, wenn sie hörten, daß viele dieser fahrenden Nachkömmlinge aus Müssiggängern bestehen; daß die meisten aus ihnen den vis à vis, den Solitaire, das Cabriolet, den Pot de cham-

chambre *), oder den Gallawagen, in welchem sie Figur machen, noch nicht bezahlt haben; daß der schnurbärtige Kutscher und die Riesen von Bedienten Bauernbursche seyen, die der Hang zur Faulheit in die Stadt gezogen; daß man die müssige Bettelmönche einzuschränken suche, der Troß vom noch müssigern Lackeyvolke aber zum Nachtheil des Ackerbaues **) immer anwachse; daß in mancher

(*) Eine gewisse Art französcher Wägen, in denen die Pariser und auch Fremde, die bey Hofe etwas zu suchen haben, nach Versailles fahren.

(**) In einem Band des Herrn Hanns Rousseau, den ich, wie zu vermuthen, nicht in unsrer Klosterbibliothecke gefunden habe, wird mit sehr wahrscheinlichen Gründen bewiesen, daß der Luxus in Hauptstädten schon blos deswegen verdammlich sey, weil er dem Ackerbau so viele nothwendige Hände entziehe; aber kurz darauf las ich in einem ebenfalls aus dem Französchen übersetzten Buche, daß gerade dieser vom Herrn Rousseau so sehr verschriene Luxus der wahre Grundstein der Nationalglückseligkeit sey, weil er tausend Nahrungswege eröffnet, die Industrie erwecket, und das Kommerz (die Seele der allgemeinen Wohlfahrt, das Mark der Staaten) blühend erhält. Man weiß am Ende wirklich nicht, was man glauben soll; inzwischen halte ich es mit unserem lieben Pater Sonntag=

cher Hauptstadt nun bald so viele Pferde als Menschen wohnen, und daß man beynahe anfange, das Fußgehen für eine Infamie zu halten; daß die Advokaten ihre Parteyen, die Aerzte ihre Pazienten *), die Wirthe ihre Gäste, und die Kauf=

prediger, der zwar nicht der zeitlichen (denn was bekümmert uns Kapuziner die zeitliche Wohlfahrt der Menschen?) sondern der ewigen Glückseligkeit wegen den Luxus gänzlich verwirft, weil er der Hofart, der Wollust, der Eitelkeit, der Freygeisterey und allen übrigen teuflischen Lastern Thüre und Thore öffnet, und seine Anhänger in einer höllischen Equipage der ewigen Verdammung zuführt.

(*) Wie mir mein Freund erzählt, soll in der Hauptstadt der Mittelmark Brandenburg ein Büchergericht existiren, vor dem allen deutschen Autoren das Urtheil gesprochen wird, ob sie recht geschrieben haben. Weil aber das Sprichwort sagt: tot capita tot sententiæ, so soll es auch hier öfters sehr komische Urtheile geben, und einer und eben der Autor, nachdem er nämlich einem Refferenten in die Hände fällt, bald auf den Altar und bald an den Pranger gestellt werden. So lang indessen die Beysitzer dieses Hochgerichts noch immer nach ihrem eigenen Caput entschieden, soll sich dieses Tribunal bey der deutschen Autorwelt so ziemlich in Ansehen erhalten haben, weil es auch einige gute Capita unter ihnen gab; seit dem sie aber

Kaufleute ihre Kundschaften mit Koth besprizen; daß wider das starke Fahren die weise-

---

nicht mehr nach ihrem eignen Caput, sondern nach dem Caput ihres Präsidenten, der ein grosser Buchhändler, tüchtiger Teolog, und noch stärkerer Reisebeschreiber ist, entscheiden und richten müssen, soll die Autorität dieses Hirntribunals sehr herabgesunken seyn; denn, wie mein Freund hinzusezte, wird nun nicht mehr auf die causa, sondern blos auf die Person gesehen, daher soll man auch in den meisten Konklusen selten ein Urtheil über den Werth oder Unwerth eines Buches, wohl aber immer einen Ausspruch über den moralischen Karakter des Autors (der nach meiner Meinung nie vor ein Litteraturgericht gehörte) mit allen nur möglichen wahren und falschen Privatanekdoten aufgepuzt antrefen. Ferners sollen sie, wenn doch vom Buche die Rede ist, weder die Absicht des Autors, noch den Plan seines Werkes durchforschen, dafür aber um so länger bey den Fehlern (ohne zu bedenken, ob sie nicht durch Schönheiten aufgewogen werden.) verweilen, manchmal auch einen dicken Band mit einem blossen Bonmot abfertigen Weil es sich nun fügen könnte, daß mein Werk von diesen gelehrten Herren zur Inquisition gezogen würde, und sie sich leicht an dem Wort: Pazienten stossen möchten, so habe ich hiemit erklären wollen, daß ich blos jene Art von Pazienten meine, die bey ihrer Krankheit eben nicht Bett und Haushüten dürfen, sondern ihren Geschäften nachgehen, und meinetwegen auch mit ihren kranken Köpfen über gesunde Bücher Rezensionen schreiben; denn wenn ich gleich ein

weisesten Verordnungen ergangen, und daß keine befolgt werde?

Wenn man den guten Vorfahren alles dies sagte, und sie endlich mit ihren eignen Augen unsre Kavaliere und Damen als Kutscher erblickten, und sehen sollten, wie unsre Kaufmannsherren, die durch die Woche Häringe, Stockfische und andere Spezereywaaren nach Haus geführet haben, mit eben denselben Pferden (aber freylich nicht auf einem Leiterwagen.) ihre theure Ehehälften zur Kirche führen, würden sie nicht in ihrem Erstaunen ausrufen?

O tempora! o mores!

Fre

unbedeutender Exkapuziner bin, so weiß ich doch, daß unmöglich ein Pazient, der zu Bette liegt, von seinem Medikus könne mit Koth bespritzet werden.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosser Platz in einer Hauptstadt mit vielen Kutschen angefüllet.

(2) Seitwärts ist eine grosse Kirche.

(3) Zween Bediente ruffen nach dem Kutscher ihrer Herrschaft.

(4) Die Damen, die ihren Pallast der Kirche über haben, stehen in einem theatermässigen Kopfpuz unter dem Eingange der Kirche, und thun, weil sie eine halbe Sekunde ausser dem Fußsacke sind, sehr erfroren.

(5) Ihre Kutscher kommen im vollen Laufe angefahren. Die Fußgeher wissen kaum, wie sie sich retten sollen; daher laufen einige mit den Köpf n zusammen, oder werfen sich auch über den Hauffen, viele retten sich mit Noth an die Seitenhäuser.

(6) Ein junger Kavalier jagt im Pirutsche in eine enge Gasse hinein, und nimmt die Reihe so kurz, daß er sich den Hals bre-

chen

chen müßte, wenn seine Pferde nicht mehr Verstand hätten, als er.

(7) Aus der entgegen gelegenen Gasse kömmt eine Dame mit vieren gefahren. Der Vorreiter zerhaut mit der Peitsche eine Laterne. Die Glasscherben fliegen den Fußgehern ins Gesicht.

(8) An der andern Seite der Häuser führt ein Reitknecht zwey Sattelpferde an der Hand. Sie schlagen von allen Seiten aus, bespritzen die Fußgeher mit Koth, und setzen ihr Leben in Gefahr.

(9) Ein Herr, der am übelsten vom Koth zugerichtet worden, will mit seinem Stock nach den Reitknecht schlagen, der ihm unter die Nase lacht; aber indem er ausholt, kommen Sänftenträger *) hinter ihm her,

 die

*) So sehr ich ein Feind von Noten bin, so kann ich mich doch nicht enthalten, abermal eine zu machen, und zwar, um auf gute Art einen Vorschlag anzubringen, auf den mich das Wort Sänftenträger geleitet hat; denn ich weiß, daß man sich in einer Note oft Dinge sagen läßt, die man im Text nie verziehen hätte. Es schickt sich freylich nicht wohl, wenn sich Geistliche mit Projecktmachen abgeben; da indessen aber schon vor mir so manigfältige Projeckte von geweihten Personen nicht nur entworfen, sondern auch ausgeführet wurden, und, wenn

die ihn sehr unsanft an die Wand schleudern, und dann aufgeschaut schreyn.

Eilf=

---

alles zu glauben ist, die ihm Herrn entschlafene Jesuiten so gar das Projeckt einer Universalmonarchie im Kopf gehabt, und noch itzt post mortem als leibhafte Projecktanten herumspucken sollen, so könnte man ja auch einem armen Kapuziner einen Vorschlag erlauben, der gewiß der unschädlichste Vorschlag ist, den je ein Geistlicher (in politicis nämlich) gemacht hat. Ich glaubte also unmasgeblich, daß man, theils um das Leben der Fußgänger in grossen Städten in Sicherheit zu setzen, theils auch, um durch eine gesunde Bewegung die halbstokende Säfte der Kavaliere und Damen wieder in Umlauf zu bringen, und ihr adeliches Blut zu verbessern, das Fahren in grossen Städten gänzlich verbieten oder doch höchstens nur im Schritte erlauben sollte. Damit aber durch mein Projeckt Niemand brodlos würde, könnte man die vielen unnöthigen Wägen in eben so viele Tragsessel verwandeln und sich der bisherigen Kutscher und Reitknechte dazu als Träger bedienen, bis sich nämlich die zarten Füsse der Erdengötter an das Pflaster und die Hände der Letztern wieder an die harte Landarbeilt gewöhnet, oder sich andere civile oder militärische Nahrungswege für selbe eröffnet haben. Den Fiakern, von denen es noch nicht entschieden ist, ob sie bequem oder unbequem sind, würde ich den Platz vor den Thören anweisen, und wem es zu beschwerlich wird, zu Fuß dahin zu gehen, der kann sich dahin tragen lassen.

Auch die Herren Ärzte, Räthe, und andere Geschäftspersonen würden sich bey ihren Tragses=

p. 149.

12

B S B
MÜNCHEN

Eilftes Kapitel.

Ueber Bibliothecken.

Der nämliche Herr Rousseau, dessen ich in einer Note des vorhergehenden Ka-

seln besser als bey ihren kostbaren Wägen befinden, weil sie leichter damit fortkommen, und nicht oft zu viertelstunden in den engen Gässen stecken blieben. Mein Projeckt könnte wohl auch für die sämmtlichen Bewohner der Hauptstadt einen andern wesentlichen Nutzen nach sich ziehen. So wie der durch vieles Fahren erregte Staub ihrer körperlichen Gesundheit nachtheilig ist, so kann das Rasseln der Wägen und die dadurch im Gehirn entstehende Erschütterung unmöglich einen günstigen Einfluß auf die Verstandskräfte haben, und also wohl eine von den Hauptursachen mit seyn, daß man so wenig gesunden Menschenverstand in grossen Städten antrift. Doch wie soll je so ein Projeckt zu Stande kommen, da meine theuren Landesleute sich wider die viel nothwendigern und viel weisern Einrichtungen gleich Kindern vor der Arzney zu streiben pflegen, und nie einsehen wollen, was ihnen gut ist?

pitels erwähnet habe, äusserte bey vielen andern wunderlichen Einfällen den Satz, daß kein Monarch im Stande sey, nur ein einziges Genie hervor zu ruffen.

Beym ersten Anblick scheint dieser Gedanke nicht nur kühn, sondern auch unrichtig; denn man sollte doch glauben; daß Monarchen, die durch ein einziges: Fiat! Fürsten, Grafen, und Edelleute aus dem Nichts hervorruffen können, endlich wohl auch um so leichter einen denkenden Kopf erschaffen sollten; wenn ich aber der Sache reiffer nachdenke, und dabey überlege, daß bis itzt noch die sogenannten Genies gleich den Kometen ganz unvermuthet, und fast eben so selten am litterarischen Horizont erscheinen, und oft schon lange glänzen, bevor die Monarchen oft nur einmal wissen, daß sie da sind, so kann ich kaum umhin, diesem sonderbaren Manne Recht zu geben.

Ich wünschte, Herr Obermayr hätte, als er sein Kapitel über die Klosterbibliothecken niederschrieb, gleich mir über diese Stelle nachgedacht; vielleicht würde er dann den Mangel guter Klosterköpfe nicht so sehr dem schlechten Zustande unsrer Büchersammlungen, sondern der weisen Einrichtung der Natur zugeschrieben haben, die überhaupt (vielleicht zum Besten der Welt) mit den guten Köpfen und den sogenannten Genien so karg ist; denn sonst müßte die Layenwelt bey der treflichsten Einrichtung ihrer öffentlichen Bibliotheken, und allem übrigen Vorschub zu Wissenschaften ungleich mehr bessere Köpfe aufzuweisen haben.

Zwar, wenn wir alle diejenigen, die auf Universitäten zu Rittern der Weltweisheit, der Arzneykunde und der Rechtsgelehrsamkeit geschlagen worden, unter die guten Köpfe zählen wollen, so ist freylich ihre Anzahl ungemein groß; allein Herr Obermayer darf mirs auf

mein Wort glauben, daß man den Leuten bey den weltlichen Disputationen *), so wie bey unsern geistlichen, Staub in die Augen zu streuen wisse; und man darf nur diesem und jenem den Docktorhut abziehen, um gewisse Zeichen zu entdecken, die unmöglich ein Attribut denkender Köpfe seyn können.

Weil aber diese Herren sehr empfindlich an diesem Theil sind, und nicht leicht jemanden an ihren Kopf lassen, so darf man nur einen Blick auf ihre Büchersammlungen werfen, und man wird finden, daß weder Rachgierde noch Schmähsucht aus mir rede.

Freylich ist es ein sonderbares Unternehmen einem Gelehrten aus seiner Büchersammlung seine Ignoranz zu bewei-

*) Herr Obermayer sagte bey Gelegenheit der geistlichen Disputationen, daß gescheide Leute nicht disputiren, und er mag meinetwegen Recht haben; aber er bedachte nicht, daß er den weltlichen Herren, die um den Docktorhut ebenfalls disputiren, nicht das feinste Kompliment machte.

weisen: indessen glaube ich doch meine Thesis ohne alle Arriergarde oder Hilfe eines Pater Lecktors mit Ehren zu vertheidigen.

Man hat nun einmal den Grundsatz angenommen, daß man kein Gelehrter seyn könne, ohne eine Büchersammlung (*) zu haben; daher schaffet sich dann auch jeder so ein Attestat der Gelehrsamkeit an; und damit man gleich beym Eintritt wisse, daß er ein Gelehrter sey, wird dieses Attestat entweder in blauem Papier, oder Schweinleder, am gewöhnlichsten aber im Franzband in einem schönen Schranke vor die Augen hingestellt. Viele widmen wohl ein eigenes Zimmer zu ihrer Bibliotheck, und ein bereits verstorbener Advokat ließ, um einen Beweis seiner Gelehrsam-

(*) Büchersammlungen sind freylich eine Goldgrube. Es gehört aber grosse Geschicklichkeit dazu, wenn man sie mit Nutzen bauen will, und fast eine noch grössere die erhaltene Ausbeute von den Schlacken zu scheiden.

samkeit zu geben, seinen Leibstuhl in ein hölzern Behältniß setzen, das das Ansehen auf einander liegender Folianten hatte.

Sind nun einmal diese Festungswerke (*) der Gelehrsamkeit aufgeführt, so legt man sich, da man keinen Feind von aussen zu befürchten hat, mit seiner Unwissenheit hinter diesem Bollwerk zur Ruhe. Wie sollen auch Leute, die, nach der gemeinen Art zu reden, ausstudirt haben, sich weiter den Kopf mit studieren zerbrechen?

Aber gesetzt auch die vielen Krankenbesuche ließen dem Arzt, und die vielen Rechts=

(*) Man kann diese Büchersammlungen mit Recht Festungswerke nennen, weil sie den Ruhm der Gelehrten in Sicherheit setzen, und so wie der Docktorhut ein Beweis ist, daß man studiert habe, eben so ist für den Pöbel ein voller, schön geordneter Bücherschrank ein Beweis, daß man noch immer fortstudiere, und daher vertraut man gern dem Arzt das Leben und dem Advokat den Rechtshandel an, weil man es für unmöglich hält, daß man schöne Bücher haben, und nichts verstehen könne.

Rechtshändel dem Advokaten zur Lecktüre Zeit, welchen Nutzen könnten sie aus ihren zwecklosen Büchersammlungen schöpfen?

Der Arzt hat freylich die kostbarsten medizinischen Werke, uud der Advokat alles, was nur je gutes über Recht und Unrecht gesagt worden, in seinem Bücherschranke; allein was nüzt das blosse Studium ihrer Brodwissenschaft, wenn sie es nicht mit dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und der Geschichte verbinden? Daß sie aber dies nicht thun, bezeugen ihre Bibliothecken; denn man wird selten ein Werk des Geschmackes darinn antrefen (*), und doch kann man (die Her-

(*) Da die Bücherkataloge gratis ausgetheilet werden, so habe ich mich bemühet, verschiedene zu sammeln; aber eben diese Kataloge haben mich gegen den Ruhm der Brodgelehrten am ersten mistrauisch gemacht. Ich fand in den Verzeichnissen, wenn der Verstorbene ein Arzt war, blos medizinische Bücher, und von diesen, so gut ich davon urtheilen konnte, mei-

Herren mögen es glauben oder nicht) ohne Geschmack oder ohne Gefühl für das

stens eine schlechte Auswahl. War er ein Rechtsgelehrter, so war ich sicher blos juridische mit noch schlechterer Auswahl anzutrefen. Indessen würde ich mich doch nicht unterfangen haben, an dem unsterblichen Ruhm des Verstorbenen zu zweifeln, wenn mich nicht ein heidnischer Autor, der, da es kein punctum fidei betrift, immer Glauben verdient, in meinem Mißtrauen bestärkt hätte; denn er sagt es frey heraus, daß die Wissenschaften in so enger Verbindungmit einander stehen, daß man sich unmöglich in der einen hervorthun, und in den übrigen ein Fremdling seyn könne. Die Bekanntschaft, die ich dann selbst mit verschiedenen dieser gelehrten Herren zu machen Gelegenheit hatte, überzeugte mich endlich vollends, daß der Heid Recht habe, und daß mein Mißtrauen gegründet sey. Es giebt keinen unangenehmern Gesellschafter, und keinen eingeschränktern Kopf, als einen Medikus, der blos Medikus, oder einen Advokaten, der blos Advokat ist. Man führe sie über das Gebiet ihrer Brodwissenschaft hinaus, und sie straucheln bey jedem Schritt. So beredt sie auch sind, wenn von Krankheiten und Arzneyen, und falls es Advokaten, wenn von Prozessen, Tagsatzungen, Arrest und dergleichen gesprochen wird, so sehr verstummen sie, wenn Jemand auf Geschichte, Philosophie, Dichtkunst und Statistick zu reden kömmt. Jeder hat Gelegenheit sich täglich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

das Schöne, im engen Verstande, weder ein guter Arzt noch ein guter Advokat seyn.

Ich möchte mir in keinem Falle das Ansehen eines Schmeichlers geben, sonst müßte ich zum Beweis meines Satzes den Namen eines der größten Aerzte anführen, der blos deßwegen so ausserordentlich glänzte, und dem bereits gesunkenen Ansehen einer uralten Universität wieder Festigkeit und Dauer gab, weil sein heller Geist das ganze weite Gebiet der Wissenschaften übersah. Aber so wie ich den Verdacht eines Schmeichlers gern von mir ablehnte; so möchte ich noch ungleich lieber den unverdienten Vorwurf eines Verläumders von mir entfernen, und so gestehe ich dann mit Vergnügen ein, daß es noch itzt manchen würdigen Arzt gebe, der nicht nur die China verschreibt, sondern auch weiß, wo sie wächst; so wie es manchem braven Rechtsgelehrten bewußt ist, daß die

römi-

römischen Rechte nur in so weit auf unsre Zeiten anwendbar seyn können, als sie mit dem natürlichen Recht übereinstimmen; allein diese lieben Männer werden dann auch kein Bedenken tragen, in ihrer Handbibliotheck neben dem Hippokrates oder dem wohlbeleibten Korpus Juris — den geschmeidigern Werken der Philosophen, Dichter und Geschichtschreiber einen Plaz zu gönnen — und so glaub ich meinen Saz: daß man aus den Bibliothecken der Gelehrten auf ihre Ignoranz schliessen könne, immer mit Ehren bewiesen zu haben.

Bey den Bibliothecken der Kavaliere ist der Schluß viel trügerischer, weil man darinn oft die herrlichsten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften antrift, und dadurch leicht verleitet werden könnte, für den Verstand des Besitzers ein günstiges Urtheil zu fällen, da doch oft die ganze Einrichtung blos das Verdienst des Bibliothe-

kars ist, dem der Fürst oder Graf, weil es einmal so Mode, ist eine Bibliotheck zu haben (*), bey der Auswahl der Bücher freye Hand läßt. Indessen giebt es hie und da einen würdigen Kavalier, der sich ganz den Wissenschaften wiedmet, und es mit jedem Gelehrten aufzunehmen im Stande ist. Solche Männer sind aber dann auch die wahre Zierde des Adels, und nicht blos deswegen

Für=

(*) Herr Obermayer schien es sehr lächerlich zu finden, daß einige hochwürdige gnädige Herren Prälaten die Aufsicht über ihre Klosterbibliothecken dem Pater Küchen = oder Kellermeister anvertrauen, oder wohl gar ihren Kammerdienr zum Bibliothekar machen; aber Herr Obermayer bemerket nicht, daß es ungleich lächerlicher sey, wenn manche deutsche Kavaliere über eine deutsche Bibliotheck einen französischen Abbe, der keine Silbe deutsch und sehr selten Latein versteht, zum Bibliothekar ernennen. Vielleicht wird mir aber Herr Obermayer einwerfen, daß gerade ein Franzos zum Aufseher über eine Kavalierbibliothecke tauge, weil es ein sehr seltner Fall ist, daß deutsche Kavaliere deutsche Bücher anschaffen, und so hätten abermal die Kavaliere und Herr Obermayer Recht.

Fürsten und Grafen, weil der Papa ein Fürst oder Graf war.

Sie unterziehen sich aus Vaterlands-liebe der schweren Bürde der Staatsgeschäfte, und bekleiden mit Würde und Ehren die schlüpfrige Stelle eines Gesandten. Sie sind dabey aber auch angenehme Gesellschafter, und wissen die klügern (*) Damen weit anständiger als mit Gesprächen von Pferden, Galanterien, oder ihren Pariserreisen zu unterhalten.

End=

(*) Freylich giebt es Damen, die nicht so günstig von diesen gelehrten Kavalieren urtheilen, und es wohl gar für eine Entehrung des Adels ansehen, wenn sich ein Graf mit den pöbelhaften Wissenschaften abgiebt. In ihren Augen ist so ein gelehter Kavalier gar nicht zum Umgang. Er spielt nicht, oder spielt wenigstens zu vorsichtig; zum Tanz ist er zu schwerfällig, und zum Ehegemahl schon gar unerträglich, weil er den Launen der gnädigen Gräfinn nicht den Zügel läßt, die Einnahme mit der Ausgabe berechnet, und aus seinen Söhnen gern brauchbare Bürger des Staats ziehen möchte. Aber eben deswegen setzte ich zur guten Vorsorge das Wort klügere hinzu, damit mich die übrigen nicht etwann einer Unwahrheit beschuldigen mögen.

Endlich soll ich doch auch ein Wort über die Bibliothecken der Damen sagen; die Gelehrten werden freylich nicht begreiffen können, wie sich Damen und Bücher zusammen schicken; indessen giebt es doch nicht leicht eine Dame, die nicht eine kleine Handbibliotheck hätte. Ja es ist so weit mit der weiblichen Lecktüre gekommen, daß nun so gar die Bürgerstöchter sich ganz artige Büchersammlungen anlegen, und sich, bis der Kaffe siedet, wohl auch am Herd die Zeit mit einem Roman verkürzen.

Unser Pater Sonntagprediger hat zwar schon öfters wider das Lesen dieser weltlichen und (wie er sie zu nennen pflegt) lutherischen Bücher geeifert. Es scheint auch, daß seine Predigten müssen gefruchtet haben; weil nun die meisten Damen, so oft sie ein weltliches Buch gelesen, die Sünde durch die Lecktüre eines auferbaulichen geistlichen Buches wieder abzubüssen suchen; daher sieht

man in ihrem Bücherschranke die Werke des hochgelehrten Pater Pergens (*) neben der neuen Heloise; den Himmelsschlüssel neben dem Kandid und das Leben der Heiligen neben dem Leben der Ninon; und wem die Damen den Zutritt zu ihrer Toilette erlauben, kann wohl auch die pucelle d' orleans neben den Fastenstücken des unvergleichlichen katholischen (**) Herrn Obermayers liegen sehen.

Er.

(*) Ich kenne die wenigsten von den hier angeführten Werken; weil mir aber, als ich noch Kapuziner war, der Zutritt auch zu den Handbibliotheken der Damen offen stand, habe ich mir zum Zeitvertreib einen kleinen Auszug davon gemacht, und unter andern besagte Bücher neben einander gefunden, die, wie mir ein Kenner der französchen Sprache versicherte, gar keine gute Figur neben einander machen sollen.

(**) Ich begreife nicht, warum sich dieser gelehrte Herr, der ein wahres lumen ecclesiæ ist, den katholischen Obermayer nenne, da doch seine Schriften ohnehin Jedermann überzeugen müssen, daß er nicht bloß erzkatholisch, sondern auch erzrömisch = katholisch sey; vielleicht thut er es aber, um sich von dem Ver=

Erklärung des allegorischen Kupfers.

Der obere Theil.

(1) Ein grosses Zimmer. Die Wände sind mit Schranken bedeckt, in denen die Bücher in schönster Ordnung eingetheilt stehen.

(2) Ein Medikus sitzt im Schlafrock am Pult, und schlägt in einem ungeheuern Folianten nach, ob er nicht für einen seiner Pazienten ein Mittel finde, den er schon seit einigen Wochen an der Verhärtung der Leber kurirt (*) da ihm doch zu seiner Genesung

fasser der Bildergalerie, der sich ebenfalls Obermayer nennt, zu unterscheiden; allein auch diese Vorsicht scheint überflüßig; denn man darf nur eine Zeile von Lezterem lesen, um einzusehen, daß dieser freydenkende Obermayer, und der Verfertiger der katholischen Fastenstücke, und armen Seelen Andachten unmöglich eine und eben dieselbe Person seyn können.

(*) Es giebt sehr wenig Aerzte, die sich um den moralischen Zustand ihrer Pazienten erkundigen, da doch oft blos von diesem die Besse-

nesung nichts als ein Wechsel von Haus fehlt.

(3) An einem Seitentisch bereitet sich der hofnungsvolle Sohn zum Examen pro gradu, vor. Er hat die Vorlesungen seiner Lehrer von Wort zu Wort auswendig gelernt, und glaubt, daß nichts weiter zum Medikus gehöre.

(4) Ihm über hängt das Porträt seiner Geliebten, die 40 tausend Gulden im Vermögen hat, wegen denen er eigentlich Doktor wird. Vor diesem Bild thut er täglich hundertmal den Schwur, daß er die verhaßten Bücher nie wieder berühren wolle,

---

rung des phisischen abhängt. So nehmen auch wenige Kriminalrichter auf das Temperament des Verbrechers, auf seine Erziehung, auf die Stimmung seiner Seele, in der er gerade dies und jenes that, und endlich auf die Folge von Ursachen, die ihn gerade zu dem machten, was er ist, die geringste Rücksicht, welches sie doch gewiß thun würden, wenn sie ihre Jurisprudenz mit einer gesunden Philosophie verbänden. Was ich hier vom Arzt und vom Juristen sagte, gilt auch vom Feldherrn, vom Statisticker, vom Mathematicker, und von allen, die sich zu einer Wissenschaft bekennen; denn sie können sich in keiner hervorthun, so lang sie in den übrigen fremd sind.

wolle, wenn ihn der Himmel das fatale Examen überstehen läßt.

Der untere Theil.

(1) Eine ansehnliche Buchhandlung.

(2) Der Buchhalter bietet einem Rechtsgelehrten ein eben von der Messe erhaltenes Buch an, das vom natürlichen und moralischen Menschen handelt. Der Rechtsgelehrte legt es mit einem spottenden Lächeln bey Seite: alldieweilen es kein Buch sey, das in seine Wissenschaft einschlage, und er nur überhaupt gelehrte Bücher sich einzuschaffen pflege.

(3) Verschiedene andere Gelehrte gehen in der Buchhandlung herum. Sie sprechen aber nicht zusammen, und sehen sich mit verächtlichen Blicken an. (*) Das meiste Ansehen giebt sich ein Antiquarius, der mit aufgesetztem Hut auf und nieder trabt.

(*) Eben diese Art von Verachtung ist ein Beweis, daß es sehr wenige Gelehrte gebe. Ein wahrer Gelehrter sieht ein, wie wenig er weiß, daher ist er demüthig; ein wahrer Gelehrter lernt auch den Werth der übrigen Wissenschaften kennen, daher wird er auch die schätzen, die sie treiben.

Zwölftes Kapitel.

Ueber Apothecken.

Wir leben in einem Jahrhundert, wo man Dinge sagt und schreibt, die sich unsre Vorfahren kaum zu denken getrauet hätten. Man begnügte sich nicht damit, die von Sr. unfehlbaren päbstlichen Heiligkeit zum besten der Kirche nach und nach errichtete heilige Orden für unnütz und schädlich zu erklären, sondern wirft nun wohl auch die ärgerliche Frage auf: ob denn die Geistlichkeit überhaupt so unentbehrlich zur Aufrechthaltung der Religion, und zum Wohl des Staats sey, als man vorgiebt?

Die

p. 166.

13

B S B
MÜNCHEN

Die Herren, die diese Fragen thun, waren sehr erfindungsreich alle, die Uebel zu berechnen, die durch die Geistlichkeit angerichtet, und so gar das Blut in Anschlag zu bringen, das durch Priester vergossen worden. Aus diesem allen schliessen sie nun, daß es vielleicht besser um die Menschheit stünde, wann die liebe Geistlichkeit gar nicht existirte, und jeder Hausvater wieder, wie es in den ersten Jahrhunderten der Christenheit war, mit der Würde des Familieoberhauptes zugleich die Würde des Priesters verbände.

Hat man nun einmal so nachtheilige Gesinnungen von den Seelenärzten, so dürfen sich die Ärzte des Körpers wohl keine bessere versprechen, und so giebt es Leute, die es geradezu heraussagen, daß die ganze Arzneykunst mehr Menschen hinweggeraffet habe, als die Pest, und daß ihr ganzer Nutzen dieser sey, daß sie hie und da eine Krankheit heile, die sie verursachet hatte.

Die Herren *), die dies behaupten, sind auch hier nicht ganz leer an Scheingründen. Ihre Hauptstütze ist die Unzuverläßlichkeit dieser Wissenschaft: Man soll es versuchen, sagen sie, und zu einem Kranken hundert verschiedene Ärzte ruffen, und man werde finden, daß jeder von ihnen die Krankheit anders nenne, und daß jeder andere Medizin verschreibe. Ferners führen sie den Umstand an, daß die Herren Aerzte selbst das größte Mistrauen in ihre Kunst setzen, und in ihren Krankheiten, wenigstens so lang sie bey gesunder Vernunft sind, nicht leicht eine Arzney zu sich nehmen, sondern alles der lieben Mutter Natur überlassen. Ihr letzter Grund endlich ist, daß mit der Ent-

*) Unter diese Herren gehörte vorzüglich der schon mehrmal angeführte Herr Rousseau; allein dafür wurde er auch, wie er es verdiente, von der beleidigten Geistlichkeit und den Aerzten bis an das Ende seines Lebens verfolgt, und mußte zur Belohnung seines Frevels ohne alle geistliche und weltliche Arzneymittel zur Welt hinaus wandern.

Entstehung dieser Kunst ein Heer von Krankheiten sich über das Menschengeschlecht gezogen habe, von denen die Vorwelt nichts wußte.

Nun läßt es sich zwar nicht läugnen, daß wirklich noch itzt manche Nation existirt, die diese edle Kunst nicht einmal dem Namen nach kennt, und doch ihre Täge gesund bis in das späteste Alter hinlebt *) so wie in dem heidnischen Amerika

*) Ich habe nicht nöthig in den Reisebeschreibern nach amerikanischen Völkern nachzusuchen, da mir Europa ein Volk anbietet, daß ohne Arzneykunst sehr alt wird. Dieses Volk sind die Zigeuner. Abgerechnet, daß sie von Blattern und Maßern eben so gut als andere Menschen, jedoch mit ungleich geringerer Gefahr des Todes heimgesucht werden, und etwan noch bey manchem die Augenkrankheiten ausgenommen, die der Rauch in ihren Hütten verursachet, so wandelt sie ihr ganzes Leben hindurch nichts an, bis zur Zeit, da die Natur das Ihrige zurückfordert und ihre Maschine auf ewig stockt. Ihre Liebe zum Leben ist unbeschreiblich; gleichwohl sind die Beyspiele fast unerhört, daß einer bey seiner noch so gefährlichen Krankheit einen Arzt, und ordentlich bereitete Mittel gebrauchte. Alles lassen sie auf die Natur und gutes Glück ankommen. Merkt aber der Kranke, daß es schlimmer mit ihm wird, und der allgemeine Feind des Le-

von den glaubwürdigen Missionarien mehr als eine Völkerschaft angetroffen wurde, die, ohne Licht des Glaubens, und ohne alle Geistlichkeit, die schönsten Handlungen der Grosmuth, der Gastfreyheit, und der Nächstenliebe ausübet.

Allein diese einzelne Beyspiele beweisen eben so wenig etwas als die Sch ingründe der Modephilosophen wider die geistliche und weltliche Arzneykunst, und so lang die **Stimme des Volkes**, die wie das Sprichwort sagt, die *) **Stimme Gottes** ist, zu unserm Vor=

bens wirklich Ernst machen will; nun so bricht er in Aechzen und Wehklagen aus, bis er endlich auf seinem gewöhnlichen Lager, unter einem Baum, oder Zelte, oder in seiner düstern Hütte, seinen Geist völlig aufgiebt. S. Grellmanns histor: versuch über die Zigeuner.

*) Dises Sprichwort hat zwar seit einiger Zeit gleich mehr andern Sprichwörtern von seinem Werth verloren, und wollten es viele schon gar nicht glauben, daß die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes seyn könne, daher sagen sie vox populi vox diabuli, und entschuldigen sich damit, daß die Wahrheit nur immer ein Antheil des kleinern Theils der Menschen sey; der grosse nämlich das Volk, aber nie wisse, was gut oder böse wär.

Vortheil entscheidet, können sowohl die Herrn Mediziner als wir Geistliche bey den satirischen Ausfällen dieser starken Geister ganz ruhig bleiben.

Wenn diese Herren Recht hätten, würde wohl der größte Theil der Menschen, denen man doch unmöglich die Gabe der Vernunft abstreiten kann, in den unbedeutendsten Seelenkrankheiten an ihren geistlichen Arzt, und bey körperlichen Gebrechen an ihren Leibmedikus sich wenden?

Was mich aber vollends von der Nothwendigkett unsers Daseyns und der Treflichkeit unsrer Kunst überzeugt, ist, daß selbst unsre größten Feinde bey einem Anfall von hitzigen Fieber ihre Zuflucht zum Medikus nehmen; die eckelhaftesten Speisen der lateinischen Küche, die bey gesunden Tagen so oft eine Scheibe für ihre Wizpfeile abgeben mußten, hinabschlucken, und sich im Paroxismus mit gleicher Bereitwilligkeit die heilsamen Arzney=

neymittel aus der geistlichen Apotheke verschreiben lassen.

So anschauend ich aber nun auch die Unentbehrlichkeit der Leib- und Seelenärzte bewiesen habe, so muß ich doch aus Liebe zur Wahrheit eingestehen, daß Herr **Obermayer** nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er behauptet, daß die Apotheke der Seelenarzneyen eine Reforme bedürfe, und daß aus Ungeschicklichkeit *) des geistlichen Arztes oft sehr unwirksame, manchmal auch ganz entgegen gesetzte Mittel verschrieben werden.

Von dem Zustand der weltlichen Apotheken läßt sich freylich so etwas nicht so un-

*) Wer es nicht erfahren hat, kann sich keine Idee machen, was das sagen wolle, durch vier bis fünf Stunden im Beichtstuhl hinsitzen, und einige hundert Pazienten abfertigen. Der Kopf wird einem am Ende so voll, daß man kaum mehr sieht und hört, und so muß es dann geschehen, daß man in der Verwirrung nach einer unrechten Arzney langt, und einen Pazienten, den sanftmüthige Vorstellungen auf den Weg der Besserung geführet hätten, durch Scheltworte und Verdammen nur noch verstockter mache.

unbedingt sagen, da sie einer strengen Untersuchung ausgesetzt sind; indessen glaube ich doch immer, daß die Menschheit nichts dabey verlieren würde, wenn man, da man nun schon einmal im Reformiren ist, einen guten Theil der Medizintiegel zu Exmedizintiegeln machte.

Die aufgeklärtern Aerzte verschreiben ohnehin sehr wenig mehr aus der Apotheke, sondern suchen der Natur gemeiniglich dadurch zu Hilfe zu kommen, daß sie den Pazienten auf eine vernünftige Diät setzen; oder wenn sie doch Arzneyen verschreiben, so geschieht es oft blos, um das Gemüth des Kranken, der nun einmal von der Arzney seine Genesung erwartet, zu beruhigen.

Alle Herrn Aerzte sind freylich nicht aufgeklärt, und daher bauen noch viele von ihnen mehr auf die Apothecke als auf die Kräften der Natur. Sie begnügen sich nicht, den ohnehin geschwächten Magen ihrer Pazienten mit eckelhaften

einfachen Arzneymitteln noch mehr zu schwäche, sondern überladen ihn wohl auch, weil die Krankheit zusammengesetzt ist, mit so viel zusammengesetzten Arzneyen, daß der kranke Körper durch lauter zusammensetzung endlich aufgelöset wird.

Die Herren Apothecker fühlen das Lächerliche dieser Recepte am besten, und werden oft in ihrem Herzen den Pazienten bedauern, dem sein Arzt so ein medizinisches Ragout verschreibt, das aus stärkenden und abführenden; zertheilenden und zusammziehenden; kühlenden und hizenden; süssen und sauern, kurz aus lauter sich entgegen wirkenden Ingredienzen besteht; indessen wäre es Unklugheit von ihrer Seite dem Pazienten diese Speisen abzurathen, da sie bey dieser Gelegenheit auf so gute Art und um so theures Geld ihrer Eyerschalen, Pfirschekörne, Wurzel und Baumrinden los werden.

Die

Die Reducktion der Medizintiegel wird also bey solchen Umständen schwerlich ein Werk der Herren Apothecker seyn können, und werden wir sie, um mich mit Herrn Obermayer auszudrücken, wohl abermal von der alles heilenden Zeit erwarten müssen; denn gleichwie der Staat die Vorsicht trift, daß das Seelenheil seiner Bürger in Hinkunft nur aufgeklärten Priestern anvertrauet werde, so sorgt er auch für einen Nachwuchs von geschickten, menschenfreundlichen und helldenkenden Aerzten.

Wenn aber einmal die blinden Verehrer der Arzneyen zu komponiren aufgehört, und Eskulaps Söhne mit der Mutter Natur nicht mehr im Kriege seyn werden, so ist nicht zu zweifeln, daß ein guter Theil der Arzneytiegel von selbst verschwinde, die gewiß auf die göttliche Heilkunst ein eben so nachtheiliges Licht werfen, als die gehäuften Gesetze auf die Verfassung eines Landes.

Durch

Durch diese Herabsetzung des Arzneystatus werden zwar die Herren Apothecker von der einen Seite verlieren, allein sie gewinnen es wieder von der andern, indem sie nicht mehr nöthig haben werden, für die Armee ihrer Medizintiegel so prächtige und ungeheure Kasernen zu miethen, und so kostbare Pillenfabricken anzulegen. Niemand wird aber besser bey dieser Reducktion fahren, als die armen Pazienten, die, statt der Ehre methodisch zu sterben, dann wieder öfters das Glück haben werden ohne alle Methode zu genesen.

Erklärung des allegorischen Kupfers

(1) Eine grosse Apothecke, die von oben bis unten mit Medizintiegeln und Büchsen angefüllet ist. In der Mitte hängen zween grosse Luster. Im Hintergrund ist in einer

ner Nitsche ein Brunnen angebracht, aus dem lebendiges Wasser quillt.

(2) Dem Haupteingange über steht das Portrat des Landesfürsten en buste auf einem hohen Fußgestelle, und neben und über ihm stehen verschiedene Syrupbüchsen und andere Medizintiegel.

(3) Ein verliebtes Apotheckersubjeckt sagt einem Stubenmädchen, das für ihren Herrn eine Arzney holt, so viel schöne Dinge vor, daß er darüber in der Zerstreung, statt spanischer China, nach der Rhebarbarbüchse langt.

(4) Das Weib eines arbeitsamen Bürgers trägt ihre letzten 30 kr. zur Apothecke, um für ihren sterbenden Mann eine Arzney zu holen, die weder hilft noch schadt (*)

(5)

(*) Dergleichen Arzneyen, die nicht helfen und nicht schaden, giebt es sehr viele in der Apothecke. Die klugen Aerzte verschreiben sie, theils um das Gemüth des Pazienten zu beruhigen, hauptsächlich aber um der Krankheit Zeit zu ihrer Entwicklung zu lassen. Einige moderne Aerzte treiben die Bedenklichkeit wohl so weit, daß sie auch dann, wenn sich die Kranheit wirklich erklärt hat, (vielleicht aus Furcht, die Natur in ihrer Wirkung zu stören)

(5) Der Provisor hält ein Recept in der Hand, und lächelt bey sich über den Kunstgrif des Herrn Medikus, der, weil es gegen das neue Jahr geht, nun mit einem mal kostbare Elexire verschreibt.

(6) Der gnädige Herr (nämlich der Prinzipal) geht mit einem Arzt im Saal auf und nieder. Der Apothecker klagt, daß er nun keine Häuser mehr kaufen, und keine neuen Kapitalien anlegen könne. Der alte Medikus schimpst seiner Seits, daß man ihn zu keinen Konzilien mehr zöge, und auf seine Magentropfen, die doch eine Universalmedizin wären, nichts mehr halte.

(7) Ein armer Taglöhner bittet, daß man ihm doch endlich um seinen kr. etwas Kühl=

---

noch immer mit dergleichen unschädlichen Medikamenten fortfahren. Den Apothecken machen sie auf diese Art freylich nicht das feinste Kompliment; indessen scheint mir diese Bedenklichkeit das wahre Kennzeichen des grossen Arztes ::: nur wünschte ich, daß sie bey diesen Medikamenten, die nicht helfen und nicht schaden, auch auf die Glücksumstände des Pazienten Rücksicht nähmen, damit nicht durch die Wiederholung dieser unschädlichen Mittel dem Beutel des Kranken wirklicher Schaden zugefügt werde.

Kühlsalbe gebe, da er schon über eine Stunde warte. Ein Subjeckt schnurrt ihn an, und heißt ihn, wenn er nicht warten wolle, seinen kr. in eine (*) Halbetaxapothecke tragen.

(8) Der Hausknecht zerstosset im Mörser ein stinkendes Kraut, das die Luft ansteckt, und der ganzen Nachbarschaft die Eßlust benimmt.

(9) Ein Apotheckerjunge verfertigt Pillen, die er, weil sie für einen Hofmann gehören, stark vergoldet.

(*) In einer gewissen Stadt verkauften die Herren Apothecker ihre Fabrikata nach Gutdünken. Endlich erweckte der erzürnte Himmel einen grossen Arzt, der von dem Ansehen des Regenten unterstützt, der Freybeuterey dieser Herren dadurch Einhalt that, daß er die Medikamenten taxirte. Nun soll es aber in besagter Stadt schon verschiedene Apothecken geben, die von der festgesetzten Taxe noch die Hälfte herablassen. Dies ist wahre Wohlthat für den Staat, wenn sich anders der Herr Prinzipal für die nachgelassene halbe Taxe nicht an der Qualität der Arzney zu erholen sucht, und sie um die Hälfte schlechter macht.

Der oben angeführte Herr Apotheckergesell muß ungefähr so eine Idee im Kopf gehabt haben, als er den armen Taglöhner mit seinem kr. an eine von diesen Halbetaxapothecken angewiesen hatte.

Dreyzehntes Kapitel.

Ueber Kartenspiele.

Herr Obermayer nimmt es den hochwürdigen Pröbsten und Prälaten sehr übel, daß sie öfters ihren Untergebnen gewisse Dinge verbieten, die sie doch selbst thun; da könnten aber die Spötter bey sich sagen, daß es die weltlichen grossen Herren nicht viel besser machen.

Das Verbot der Hazardspiele kann ich zwar nicht anders als billigen; wenn ich gleich nicht begreife, warum man nur eine gewisse Klasse von Spielen darunter gezählt, und nicht lieber alle mitsammen verboten habe.

Für einen, der zuspielen weiß, giebt es kein Hazardspiel in der Welt; für den un-

p. 180.

14

BSB
MÜNCHEN

unwissenden Spieler aber ist alles Hazard, und so werden in den tollerirten Kommerzspielen die Dukaten eben so gut zu tausenden verloren, und die Familien zu Grund gerichtet. Die Landesverweisung der Karten könnte also für manche deutsche Hauptstadt bald eben so wohlthätig seyn, als die Abschaffung einer gewissen Klasse von Ausländern, die unsre Sitten vergiften, und durch ihren Schleichhandel die wohlgemeinten Kommerzabsichten der Landesfürsten vereiteln.

Ich kenne zwar die Gründe, die die Advokaten der Karten zu ihrer Vertheidigung vorbringen. So sagen sie zum Beyspiel, daß durch die Karten die in ihren Augen nothwendige Gleichheit der Menschen wieder hergestellet werde; weil man bemerket hätte, daß die Damen, so bald sie an den Spieltisch kommen, ihr hohes Wesen ablegen *) und

 die

*) Ich erinnere mich an ein drollichte Anecdote. Ein Edelmann richtete Affen, deren er mehrere

die Frau Hofräthinn es nicht mehr wider ihren Karackter finde, mit der Gemahlinn des Koncepisten eine Woyta zu spielen, und ihr die Dukaten abzugewinnen. Ferners sollen die Karten die Sinnen der spielenden Damen so mächtig einnehmen, daß sie darüber die Gebrechen ihrer Nebenmenschen und die ihrem Geschlechte angebohrne Schmähsucht vergessen;

---

im Haus hatte, zu verschiedenen Handlungen ab. So mußte der eine die Gäste mit Weine bedienen — der andere den Teller wechseln u. s. w. Der Herr von Haus that sich auf sein Kunststück ungemein viel zu gut, und behauptete, daß seine vier füssige Domestiken die Affennatur gleichsam ausgezogen hätten, und daß nichts fähig wäre, sie die Rolle vergessen zu machen, die sie spielen. Ein fremder Herr, der wohl wußte, daß Affen nie aufhören Affen zu seyn, machte sich den Spaß, und warf eine Handvoll Nüsse auf den Bodeu, und Flugs war vollkommene Gleichheit unter diesen Hausoffizieren. Dieser warf seinen Teller, der andere seine Gläser weg, sie vergassen ihre Kammerdiener- und Mundschenckrollen, fielen über die Nüsse her, und waren, was sie von Natur sind — Affen.

Ich hoffe doch nicht, daß Jemand so bosbaft seyn, und diese Anecdote auf obige Stelle anwenden werde.

sen; endlich soll es nach der Meinung dieser Herren unmöglich seyn, eine Gesellschaft von Damen und Kavaliers, wie sie das itzige Jahrhundert giebt, ohne Kartenspiele nur eine Stunde lebhaft und munter zu erhalten, und sollen die Karten selbst von einigen Aerzten als das einzige taugliche Mittel wider die in der feinern Welt herrschende Schlafsucht seyn erkennet worden — daher auch die Herrn und Frauen, selbst wenn sie über Land fahren, sich weislich mit Karten versehen, aus Furcht, sie möchten beym Gesang der Nachtigall und den Schönheiten der Natur — einschlaffen.

So sehr es auch auffällt, wenn denkende Geschöpfe, gleich den kleinen Kindern sich mit gemahlten Bildchen die Zeit verkürzen, und ein Vergnügen daran finden, fünf bis sechs Kartenmännchen in der Hand zu halten, und einen papiernen König, auf eine papierne Dame zu legen; oder wenn Männer von Geschäf-

ten, die über das Kanzleysitzen klagen, sich bis Mitternacht an den Spieltisch hinsetzen, und sich tödtliche Obstrucktionen holen; oder die Herren Schneidermeister an Arbeitstägen das Kleid an den Nagel hängen, und im Wirthshaus den letzten Stich machen: so sehr dies alles auffällt, so muß ich doch eingestehen, daß die Gründe der Kartenadvokaten nicht ohne Gewicht sind.

Indem ich ihnen aber zugebe, daß die Karten ein wirksames Mittel wider die epidemische Schlafsucht der galanten Welt seyn können, werden sie mir wohl auch im Gegentheil eingestehen, daß durch den beständigen Umgang mit Kartenfiguren endlich auch ein grosser Theil unsrer männlichen und weibliche Jugend zu Kartenmännchen und Kartendamen geworden, daß die Karten eine von den Haupursachen mit seyn, daß es so viele papierne Ehemänner, und so viel papierne Mütter gebe, und da diesen Herren bekannt seyn

muß, daß die mit dem Kartenspiel verbundene Habsucht so wie der Geldgeitz den Geist entnervert und das Herz abstumpft, so werden sie eben so wenig läugnen, daß abermal die Karten Schuld daran seyn mögen, wenn man so viele Schaf- und Gansphisiognomien in der grossen Welt, und so wenig Menschengefühl antrift, und sich die Spuren von Zorn und Neid so frühzeitig dem weiblichen Gesicht einprägen; so wie sie mir eingestehen müssen, daß Leute, die sich im Spiel wechselweise ruiniren, unmöglich Freunde unter sich seyn können; sollten sie auch zusammen reiten und fahren, petits soupés geben, und sich Brüder nennen.

Es wird also, wenn wir Vortheil und Nachtheil der Kartenspiele auf die Wagschale legen, das Gute viel zu leicht befunden werden, und so könnte ich, wenn ein Kapuziner, gleich den vormaligen Herrn Jesuiten, Sitz und Stimme

im Rath hätte, kein anders Votum als zu (*) ihrer Landesverweisung geben.

Freylich würde dann Schlafsucht und Langweile manche junge Dame vor der Zeit von der Welt hinwegraffen; mancher Beamte müßte, um die Zeit zu tödten, ein nützliches Buch zur Hand nehmen; die französchen und welschen Herrn Abbès, die sich bisher vom Kartenspiel ernähret haben, würden gezwungen seyn, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren: Es würde vielleicht noch mehr gutes aus der Aufhebung der Karten für den Staat entstehen — aber eben deswegen würde ich von allen Seiten Widerspruch finden, und schwerlich mit meinem Votum durchsetzen; vielleicht fände ich so gar in den Hochwürdigen Herren Prälaten, Domherrn, Benefiziaten, Pfarrern und selbst in manchen Ordensgeistlichen eine mächtige Gegenpartey; denn leider hat die

Spiel=

*) NB. Das Wort ihre bezieht sich hier auf die Karten.

Spielsucht so tief bey der Geistlichkeit eingewurzelt, daß ich fast Bedenken trug, sie unter die **weltlichen** Misbräuche zu zählen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

---

(1) Ein großer Spielsaal, mit fünf Spieltischen.

(2) An dem mittlern sitzt die Frau von Haus mit zwo andern Damen und einem Accessisten, der das erstemal die hohe Gnade genießt, an den Spieltisch der gnädigen Frau gezogen zu werden. Die Frau von Haus sieht äusserst munter aus; der Accessist sitzt aber in tiefen Gedanken, und scheint eben zu berechnen, wie hoch ihm diese hohe Gnade bereits zu stehen komme.

(3) Am Tisch zu ihrer Rechten sitzen drey stattliche Herren und ein welscher Abbee. Die drey Herren schütteln die Köpfe und scheinen nicht zu begreifen, wie dem Herrn Ab-

Abbee, so oft er die Karten giebt, immer die vier Asse zufallen können.

(4) Den folgenden Tisch nehmen die Frau eines Beamten, ihre 14 jährige Tochter, ein Domherr und ein Medikus ein. Die Mutter hat bereits das Marktgeld für den ganzen Monat verspielt, und wirft unter verschiedenen Grenadierflüchen zum auferbauenden Beyspiel für ihre Tochter, die Karten in den Tisch.

(5) Linkerhand sieht man einen Offizier, einen Petriner, einen quieszirenden Beamten, einen Kaufmann und einen Advokaten zusammen am Woytatisch sitzen. Die Gage des Offiziers, das monatliche Meßstipendium des Petriners, das ganze Quartal des Quiescenten, die Taglosung des Kaufmanns und die erstreckten Tagsatzungen des Advokaten stehen auf dem Spiel. Der Petriner schlägt Aß und König um: und ruft: Woyta. Die übrigen schrein, ich helfe. Der Petriner, dem die Todesängsten aufsteigen, ruft um ein Glas Wasser. Der Herr vom Haus steht am Tisch, und lacht aus ganzer Seele, daß nun zween seiner Freunde durchfallen müssen.

(6) Am letzten Tisch endlich geht es sehr verwirrt zu. Zwo Damen sind im Streit begriffen; sich zeigen sich bereits die Nägel, und sehen eher Furien als Damen gleich. Zwey Herren, die ein sehr erwürdiges Ansehen haben, suchen das Duell zu verhüten, und werfen daher ihren ansehnlichen Gewinn in die Kassen der streitenden Damen.

(7) Ein Bedienter geht auf den Tisch los, wo der Medikus sitzt, um es ihm zum drittenmal zu sagen, daß einer seiner Pazienten in der größten Lebensgefahr sey.

Vierzehntes Kapitel.

Ueber das Lottospiel.

Ich sagte im vorhergehenden Kapitel, daß es kein Hazardspiel in der Welt gebe, und so kann auch das Lotto kein Hazardspiel seyn, und ist auch wirklich keines, wenn man die Verbindungen dieses Spiels einsieht, und die Wahrscheinlichkeiten zu berechnen weiß.

Da aber zu so einem Unternehmen Kopf und Geld gehört, Kopf und Geld aber selten beysammen sind (*) so

(*) Gewisse Entrepreneurs an der schweizerischen Gränze haben es zu ihrem Schaden erfahren, daß die Lotterie für Spieler, die den Kalkul der Verbindungen verstehen, und mit dem Geld zusetzen können, kein Hazardspiel sey. Drey oder vier solche Gesellschaften in jedem Land, die gleich den Schweizerfreunden Kopf mit Geld

p. 190.

15

so ist und bleibt die Lotterie immer eines der ersten Hazardspiele, und dann muß man sich fast wundern, wie dieses gefährliche Wagspiel in den meisten Ländern und sogar in den Staaten Sr. päbstlichen Heiligkeit nicht blos tollerirt, sondern wohl auch privilegirt werden könne.

Wenn Jemand gegen ein jährliches Erlagsquantum sich von irgend einem Reichsfürsten die Erlaubniß erbäte, seine Unterthanen plündern zu dürfen, so dürfte ihm solche (wäre dieser Fürst auch ein Seelenverkaufer) schwerlich zugestanden werden, und doch ist diese feine Genueserspekulation weiter nichts als eine maskirte Plünderung, bey der man freylich keinem den Rock mit Gewalt vom Leibe nimmt; aber ihn durch die süsse Lockun-
gen

verbänden, könnten, besonders bey verstecktem Spiel, gewiß jede Lottoriekammer in Verlegenheit bringen, und bey nachläßigen Kastelleten wohl auch ihre Kaution in Gefahr setzen.

gen ansehnlicher Gewinste so ein einzuschläfern weiß, daß er ihn freywillig hingiebt.

Was das Uebel für den Staat noch empfindlicher macht, ist, daß durch diese privilegirte Freybeuter nicht etwa der Reiche, dem das Ausplündern zu Zeiten nicht schaden dürfte, sondern gerade die arbeitsame und dürftige Klasse der Bürger ausgezogen werde; denn nur diese können vorzüglich angelockt werden, wenn man ihnen für einen kr. zwanzig Dukaten verspricht.

Dem Unglücklichen ist jede Aussicht zur Verbesserung seines Zustandes willkommen: er ergreift also mit Freuden eine Gelegenheit, die sich ihm auf eine so wohlfeile Art anbiet, und so trägt er mit Freuden seine kr. dem Lotto zu, um, wie es ihm sehr möglich scheint, dafür eben so viel 20 Dukaten einzuwechseln.

Viele

Viele machen bis zur Zeit der Ziehung schon die Austheilung ihrer Gewinste — Dieser kauft sich ein Haus, der andere eine Landwirthschaft, der Schneider fährt schon im Gedanken in einer prächtigen Equipage durch die Stadt, und die Köchin kauft sich für ihre Terno einen gnädigen Herrn.

Nicht alle aber haben immer eigene kr. genug, daher machen viele a Conto der künftigen Terno Schulden; daher nimmt die Köchin täglich von dem Marktgeld ihrer Frau ein paar Groschen zu leihen, wobey sie freylich den festen Vorsatz hat, bey dem ersten Gewinn alles wieder fleissig zurück zu bezahlen, und so versetzt wohl auch manches Stubenmädchen für eine ungewisse Terno ihre theure Ehre. Indessen geht es ihnen gemeiniglich, wie dem Herzog Michel. Der Vogel ist entflohen: der Schneider geht ferners zu Fuß; der Köchin drücken die Marktkreuzer das Gewissen,

und das Stubenmädchen kann ihre versetzte Ehre nicht wieder einlösen.

Ich tauche meinen Pinsel nicht gern in gräßliche Farben, sonst könnte ich die Folgen dieses trügerischen Hazardspieles in wahrhaft schröcklichen Bildern vorstellen; aber man forsche bey Bankruten besser nach, und man wird finden, daß der größte Theil von dem unseligen Lotto herrühre.

Allein alle diese Wunden wären dem Staat nicht geschlagen worden, wenn die Unternehmer dieses Spieles aufrichtiger mit dem Publikum umgegangen wären. So hat man zwar dem Liebhaber dieses Spiels die ungemein grosse Vortheile desselben vor die Augen gelegt, und ihm gezeigt, daß für eine Ambo 1 kr. 240 kr. für eine Terno 4800 kr. für eine Quaterne 19200 kr. und für eine Cinquine 48000 kr. trage; man hätte dem Publikum aber auch sagen sollen, daß man, um eine Ambo zu machen,

chen, 400 1/2 Fehler, bey einer Terno 11748 —, bey einer Quaterne 510988 —, bey einer Cinquine endlich 43,944968 Fehler wieder sich habe: *) und die Lockspeise hätte gewiß viel von ihrem Reiz verloren; ja ich bin gewis, daß dieses Spiel, wenn sich die Minister

*) Die 90 Numern enthalten 4005 Amben in sich, da aber in den 5 herausgezogenen Nro. jedesmal 10 Amben trefen, so kommen gerade 400 1/2 Fehler auf einen Trefer.

Die 90 Numern enthalten ferners einmal hundert Siebzehntausend vier hundert und achtzig Ternen in sich, und da in den herausgezogenen Numern abermal 10 Ternen trefen, so ergeben sich gerade obige 11748 Fehler auf einen Trefer.

Die in den 90 Numern enthaltene Quarternen belaufen sich auf zwey Millionen, fünf mal hundert vier und fünfzigtausend, neun hundert und vierzig, und da in den 5 gezogenen Nro. 5 Quarternen trefen, so fallen obige 510988 Fehler für einen Trefer aus.

In den 90 Numern sind endlich drey und vierzig Millionen, neun mal hundert, vier und vierzig tausend, neun hundert acht und sechzig Cinquinen enthalten, und da nur 1 Cinquine in 5 Nro. trefen kann, so bleiben also obige 43,944968 Fehler auf einen Trefer.

bey ihren überhäuften Geschäften noch über dies mit trocknen Verhältnißrechnungen abgeben könnten, schwerlich so weit im lieben Deutschland um sich gegriffen hätte; wenigstens würde in unsern Zeiten eine ähnliche Geburt des welschen Spekulationsgeistes in Deutschland nicht mehr so leicht ihr Glück machen.

Inzwischen hat Verlust und Kombinirung schon manchen über dieses Wagspiel die Augen geöffnet — und diese spielen auch entweder gar nicht oder mit Klugheit; allein gerade die spielende Klasse versteht nichts vom Kalkul, und daher wird sie sich, so lang dieses Spiel währt, immerfort vom Reiz des Gewinnes anlocken lassen, und sich zu grunde spielen.

Ich würde es nicht wagen, meine Stimme wider dieses privilegirte Hazardspiel so laut zu erheben, wenn nicht weit verständigere Männer wider dasselbe geschrieben hätten, und nicht eine von den

drey geistlichen Kurfürstl. Durchlauchten den übrigen deutschen Fürsten durch die gänzliche Vertreibung dieser Pest mit einem ruhmwürdigen Beyspiel vorgegangen wäre.

Ich zweifle auch gar nicht (und mache täglich ein Memento) daß auch die übrigen Regierer der Staaten diesem fremden gefährlichen Gast das concilium abeundi geben werden *) so bald sie

*) Ich kenne die Gründe alle, die man der Aufhebung des Lotto entgegen setzt. Man besorgt, die Unterthanen möchten dann das Geld ausser Land schicken und in fremden Lotterien mitspielen. Ich getraue mich zu beweisen, daß dies nicht oder nur selten geschehen werde, weil die Hauptklasse der Spielenden sich gewis nicht einem Winkelkollecktanten, den sie in keinem Fall zur Verantwortung ziehen dürfte, mit ihihrem Spiel anvertrauen würde. Aber gesetzt aus es gieng bie und da Geld ausser Land, so ist der Schaden für den Staat, da einmal die Hauptgelegenheit abgeschnitten ist, doch ungleich kleiner, als wenn sich seine Unterthanen im Land ruiniren, und das Geld am Ende von den Pächtern, die immer heimlich mit Ausländern interessirt sind, doch zum Land hinausgeht. Der Grund, daß durch die Aufhebung dieses Spiels viele Menschen brodlos

bedenken, daß es (wie sich ein freymüthiger Freund der Wahrheit ausdrückt) nicht großmüthig, nicht edel gedacht sey, aus der Schwachheit des Volkes Wucher zu ziehen *)

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Eine grosse Kollecktur mit verschiedenen Schreibern.

(2) Köchinnen Hausknechte, Bediente, Stubenmädchen, Soldaten, Handwerker, Bettler und so gar Beamte halten ihre Numern empor, und bitten, daß sie ihr Geld verspielen dürfen.

(3) Auf

würden, ist noch der wichtigste; allein man soll berechnen, ob durch seine Beybehaltung nicht viel mehrere es bereits geworden sind, und noch werden dürften.

*) Man sehe des Hr. Berghofers neueste Schriften, der mit wenig Worten über die Lotterie viel Treffendes sagt.

(3) Auf einem Seitentisch steht ein Topf in Gestalt einer Urne, mit 90 Kugeln. Ein Kutscher hebt sich drey Numern heraus, und setzt einen Gulden darauf, den sich die armen Pferde an ihrer Haberportion müssen abziehen lassen.

(4) Ein Kabalist, der täglich seine Suppe bey den Kapuzinern holt, giebt einem Herrn 3 sichere Numern, der ihm für diese drey sichere Numern ein 10 kr. Stück in die Hand drückt.

(5) Gegen die Thüre sitzt ein alte Kartenaufschlagerinn *) die auch die Träume auslegt.

*) Mit Aufhebung des Lotto würde wohl auch ein guter Theil der Kabulisten und Kartenaufschlagerinnen verschwinden, die gleich den Pächtern von der Schwachheit der Menschen leben. Es sind aber diese Geschöpfe gemeiniglich ein Auswurf der Gesellschaft, die ihre Propbezeyungen nicht blos auf die Lotterie einschränken, und daher oft die größten Uneinigkeiten in den Familien stiften. Man verfolget die Zigeuner, weil sie wahrsagen, und läßt Kabulisten und Kartenaufschlagerinn ungestört ihr Spiel treiben. Gegen letztere ist eine weise Polizey freylich sehr streng; aber gemeiniglich geniessen diese Kartenprophetinnen die Gunst hoher Damen, und es ist daher gar nichts seltnes, daß eine Dame, die Vormittags täglich drey Messen hört,

Einer alten Kammerjungfer hat vom Spital geträumt -- einem beurlaubten Soldaten von Prügeln — und einem Fiacker vom Stadtgericht. Sie giebt jedem ein sichers Numer, das nicht herauskömmt; indessen hat es doch mit der Erfüllung der Träume seine Richtigkeit. Die Kammerjungfer kömmt ins Spital, der Fiacker ins Polizeyhaus, und der Soldat erhält seinen Extract vom Korporal.

(6) Ein Jud geht im Hintergrund auf und ab. Ein Lackey versetzt ihm seine Uhr für wenige Gulden, um abermal seine sichern Numern zu spielen, die zwar schon seit einigen Jahren es sind, nun aber unfehlbar kommen müssen.

(7) Zwey welsche Abbes streiten sehr miteinander. Der eine behauptet, daß der erste Extract aus der 5er Zahl seyn müsse, weil die Sonne in den Schützen getretten sey; der andere aber lebt und stirbt auf die 8ter Zahl, weil die goldne Zahl 18 ist.

(8) Un-

---

sich Nachmittags aus dem Kaffesatz oder den Karten prophezeyen läßt, ob ihr ihr Fähnrich getreu ist, und ob sie Abends im L' ombre gewinnen werde.

(8) Unter dem Eingang der Thüre verkaufen verschiedene Betteldbuben für 1 kr. sichere Ternen, Quarternen und Cinquinen.

(9) Ein Herr, der eine Terno gemacht hat, trägt mit der zuversichtlichsten Mine die Hälfte davon zur Thüre herein, und glaubt, daß es ihm nun gar nicht mehr fehlschlagen könne, bald wieder eine zu machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ueber Gefängnisse.

Obschon sich ein grosser Theil meiner Mitbrüder, vermög ihrem dem Ordensgenerale geleisteten Eide blos für Ausländer ansieht, und nach Art dieser Herren gemeiniglich auf das Land schimpft, das ihnen zu essen giebt, so stimme doch ich in ihr Klaglied nicht; denn ich fühle es zu gut, daß ich meine Subsistenz dem Staat zu danken habe, und daß man zwar durch die Kraft des päbstlichen Segens manchen Vortheil erlangen, aber unmöglich auf dieser weltlichen Welt auch nur um einen Kreuzer Brod dafür anschaffen könne.

Ich schäme mich daher gar nicht ein treuer Unterthan, und (was mir frey-

p. 202.

B S B
MÜNCHEN

freylich von manchem hochwürdigen und unhochwürdigen Herrn kaum wird verziehen werden) ein Freund des Landesfürsten zu seyn; noch weniger werde ich es wagen, über die weisen Einrichtungen des Regenten (wie es itzt Mode seyn soll (*) ein gehäßiges Licht zu verbrei-

(*) Ich führe, seitdem ich Exkapuziner bin, ein sehr einsames Leben; indessen erfahre ich doch zu Zeiten, wie es in der großen Welt zugeht --- und so hörte ich zu meinem Erstaunen, daß die Mitglieder eines gewissen kassirten Ordens mehr als jemals beschäftiget seyn sollen, alle Einrichtungen ihrer katholischen Landesfürsten dem Volk in einem verkehrten Licht zu zeigen. Zu diesem Ende sollen sie verschiedene Schriften voll aufrührerischer Säze an denen sie in Societät arbeiten, im Lande ausstreuen. Obschon ich nun bey mir überzeugt bin, daß man diesen braven Männern mehr auf ihre Rechnung schreibt, als ihnen gebühre, und daß die im Volk herumfliegende Blätter, blos die Geburt eines lustigen Kopfs seyen, der ihre Tischreden drucken ließ, so wünschte ich doch herzlich, daß sie ihren Eifer für das Privatinterresse Sr. päbstlichen Heiligkeit etwas mässigten, und die Blendlanternen ablegten, die (sie dürfen es uns Kapuzinern glauben) keine Wirkung mehr machen. Sie sollen es ja selbst fühlen, daß die Zeiten, wo dergleichen Ministerstreiche glückten, vorüber sind; und dann möcht' ich mich an ihrer Stelle nicht

breiten; denn ich denke immer, daß es lächerlich läßt, wenn wir arme Schlucker, denen ihr Plaz im untersten Theil des Schiffes angewiesen ist, wo wir nicht wissen können, woher der Wind kömmt, diejenigen tadeln wollen, die am Steuerruder sitzen. Wenn ich also ein Kapitel über Gefängnisse schreibe, so habe ich blos gewisse Misbräuche zum Gegenstand, die sich gemeiniglich wider Wissen und Willen

gern dem Gespötte loser Wizlinge aussetzen, die die Rudera dieses Ordens einem sterbenden Körper vergleichen, der um sich noch einmal empor zu heben, seine lezten Kräfte sammelt, und dann auf immer todt dahin stürzt. Einen eben so brüderlichen Rath möchte ich wohl auch gewissen weltlichen Untertbanen, und besonders manchem Kanzleyherrn geben, die die Grundsätze besagter Gesellschaft verbreiten helfen. Sie machen sich nur schlechtes Blut; denn sie sehen doch, daß die Monarchen auf ihre Bemänglungen keine Rücksicht nehmen, und daß alle Veränderungen geschehen, die die nach dem natürlichen Lauf der Dinge endlich geschehen mußten. Ich sehe auch gar nicht ein, was diese Herren zu ihrer beständigen Tadelsucht bewegen sollte, es müßte nur der Umstand seyn, daß viele von ihnen zu gut bezahlt sind. = = = = = = = = = =

Willen der Regenten dabey eingeschlichen haben, und die, um recht aufrichtig zu seyn, mehr in den benachbarten Gegenden, als im Lande zu Hause sind, wo ich lebe.

Die Freyheit ist nach dem Leben das kostbarste Geschenk der Natur, und doch sieht sich der Staat öfters in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die Uiberfreter seiner Geseze dieses Kleinodes zu berauben. Aber eben, weil er den Werth dieses Gutes kennt, wird er bey einer weisen Gesezgebung nur in den dringensten Fällen der Menschheit in ihre Rechte greifen, und auch dann aus dem Ort der **Verwahrung**, nie einen Ort der **Strafe** machen.

Allein nicht überall ist die Gesezgebung weise; nicht überall weiß man die Rechte der Menschheit zu schäzen, und so geht es dann der guten Gerechtigkeit, wie der Religion. Ihre Priester haben in gewissen Ländern aus der Menschen-

freundinn eine Furie gemacht (*), und so werden in manchem Land durch die sogenannte Gerechtigkeit die abscheulichsten Ungerechtigkeiten ausgeübt.

Ich bin, so wie Herr Obermayer, kein Freund von Deklamationen, obschon der blosse Zustand der meisten Gefängnisse Stofes genug zum Deklamiren gäbe.

Es ist eine bekannte Sache, daß die vormaligen Jesuiten, wenn sie gleich die gewöhnlichen Galgenpatres waren, bey all ihrer einnehmenden Beredsamkeit doch manchen verstockten Deliquenten nicht zum Tod bereden konnten, und daß sie unserm Orden, wenn sie uns gleich sonst überall hinab tauchten, sehr oft auf der Gerichtsstätte den Plaz räumen mußten. Es gab wohl auch Delinquenten, die, ohne eben verstockt zu seyn, (ich weiß nicht

(*) Dieses Geständniß dürfte aus dem Mund eines Exkapuziners vielleicht manchen befremdend vorkommen, wenn ich nicht schon in einem der vorhergehenden Kapitel erkläret hätte, daß mir die Liebe zur Wahrheit über alles heiligt sey.

nicht, ob aus Neigung zu unserm Ordenshabit, oder weil wir gleich ihnen Bärte trugen) zu den Jesuiten kein Zutrauen hatten, und wenigstens beym Sterben unsre Gesellschaft der Gesellschaft Jesu vorzogen. Auf diese Art aber hatten wir vielfältige Gelegenheit mit der innern Verfassung der Gefängnisse bekannt zu werden. Wenn ich dann von meinen Mitbrüdern, die die Ehre der Begleitung traf, das Elend dieser Unglücklichen erzählen hörte, oder bey Austheilung des Allmosens mit unseren geistlichen Vätern selbst durch diese Behältnisse des Schröckens wandelte, und überall Spuren der gekränkten, herabgewürdigten Menschheit antraf, so konnte ich nie den Wunsch unterdrücken, daß doch gewisse Fürsten des H. R. Reiches, wenn gerade das Wetter zur Jagd nicht günstig, oder sie sonst vor Langweile nichts anzufangen wissen, diese Apartements der Gerechtigkeit mit einem Besuch beehrten

ten (*); denn sie möchten es nicht glauben, wenn ihnen Jemand sagte, daß ihre Priester aus Hang zur Bequemlichkeit, ihre Opfer oft zu Monaten, und wohl auch durch Jahre unverhört in den schröckenvollsten Behältnissen schmachten lassen; daß sie die Uibertreter der Geseze ohne Unterschied in diese ungesunde, unflätige Löcher zusammen stecken; daß das verführte Mädchen mit ihrer Verführerinn, der brodlose, durch das Geschrey seiner hungernden Kinder zu einem Nothangrif verleitete Vater neben dem abgehärteten Strassenräuber an einer Kette liege, und daß endlich ihre Gefängnisse eben so viel hohe Schulen wären, auf

denen

(*) Diese Besuche würden sie nicht entebren, da Oesterreichs und Frankreichs Beherrscher ihnen mit so gutem Beyspiel vorgiengen. Dafür aber ist nun auch wieder die Freyheit des Bürgers dem Staat ein heiliges Gut; der Kleine wird, besonders in den erstern Staaten, nicht mehr der Privatrache des Grossen aufgeopfert, und auch im Leztern sind die so genannten lettres de cachet, deren sich vorzüglich gewisse Eminenzen bedienet haben sollen, eine ungleich seltnere Erscheinung.

denen die kleinen Schelmen ihren theoretischen Kours vollenden.

Haben sie dann mit ihren eignen Augen sich überzeugt, daß dieses Gemälde noch mit zu sanften Farben entworfen, und mit eignen Augen allen Greul der Ungerechtigkeit gesehen, so wünschte ich dann im Namen der unterdrückten Menschheit, daß sie der himmlischen (*) Themis (so wie es nach Herrn Obermayers Meinung einige Fürsten mit der Religion machen) die Lappen vom Leibe rissen, die ihr juridischer Aberglaube und juridische Unwissenheit umgehangen haben; und die Gefängnisse, deren schlechter Zustand das zu bessernde Mitglied des Staats nebst der kost-

(*) Nicht alle Damen haben Gelegenheit sich die fremden Ausdrücke durch ihre geistliche Hausfreunde erklären zu lassen; diesen muß man es also sagen, daß diese himmlische Themis die Göttin der Gerechtigkeit ist.

kostbaren Freyheit auch der Gesundheit beraubt, wieder in das umstalteten, was sie seyn sollen --- in einen Ort der Verwahrung.

Sie dürften sich deswegen weder in ihrer Tafel noch in andern Lustbarkeiten einschränken; sie dürften der Gefangenen wegen den Staat in keine neue Schulden stürzen; genug, wenn sie von den Gebäuden, deren sie öfters einige an ihre Günstlinge und Mätressen verschenken, nur eines zu reinlichen Behältnissen für diese unglücklichen Mitmenschen bestimmten, und, wie es ihre Würde mit sich bringt, Sorge trügen, daß die Diener der Gerechtigkeit, die jtzt den Herrn über sie spielen, wieder ihre Diener würden.

In manchem Land dürften wohl auch die Civilarreste so eines fürstlichen Besuches benöthiget seyn.

Ich verstehe zwar zu wenig von der unerschöpflichen Jurisprudenz, um entschei-

den zu können, ob Geld je ein Equivalent für Freyheit seyn könne, und ob es nach billigen Gesetzen erlaubt sey, ein Mitglied des Staats, weil es seine Freyheit verschrieb, deswegen auch seiner Freyheit zu berauben; aber wenn sich diese Erlaubniß auch auf der juridischen Drehbank herausschnitzen läßt, so ist doch die zweyte Erlaubniß, sie deswegen gleich den Kriminalverbrechern mit Eisen zu belegen, und Christen, Juden und Türken in ein stinkendes Gemach zusammen zustecken, noch nicht bewiesen.

Man fängt an die Tortur nach und nach aufzuheben, und scheint vergessen zu haben, daß verschärfter Arrest ebenfalls eine Tortur sey; und zum Nachtheil für den Staat wird nicht nur der im Verhaft liegende Schuldner, sondern mit ihm seiunschuldigen Verwandten torquirt, die oft von seinem Zustand durchdrungen, sich in Schulden stürzen, und, um ihren Bruder, Vetter oder Freund aus dem

Gefängnis zu retten, und die Forderung einiger Wucherer und Geldjuden zu befriedigen, endlich selbst dahin kommen.

Ueber die öffentlichen Strafen habe ich eine einzige Bemerkung anzubringen. Wenn es wahr ist, daß sich die Einbildung alle Uebel grösser vorstellt, als sie sind, so sollten auch Strafen, die nur erzählt, und nicht gesehen werden, einen ungleich grössern Eindruck auf die übrigen Menschen machen.

So viel bleibt indessen unläugbar, daß öffentliche Strafen, da sie dem Verbrecher den letzten Rest vom Schamgefühle nehmen, weder zu seiner Besserung abzielen, noch für die übrigen, wenigstens bis itzt, ein erspiegelndes Beyspiel waren.

Es giebt vielmehr Menschen, die diese öffentliche Züchtlinge um ihr sorgenloses Leben und ihre muntern Gesichter beneiden, wie dann wirklich ein seyn sollender Berlinerautor, der über die Galan-

kantrien einer andern deutschen Hauptstadt so schöne Briefe geschrieben, beydem Anblick dieser erspiegelnden Beyspiele im Enthusiasmus ausrief: **hätte ich doch auch das Glück, so ein Spizbube zu seyn.**

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein finstrer Kerker, mit vielen Menschen angefüllt. Einige sind ganz zerlumpt, andere besser, und einige wohl auch sauber gekleidet.

(2) Einige Betteljungen hangen, wie Kazen, an den Gittern, und bethen um die Vorbeygehenden zum Mitleid, und Allmosen zu bewegen, den Rosenkranz, indessen die ander Gott lästern, und fluchen.

(3) Ein Erzdieb, der eben eingebracht worden, erzählt den um ihn auf der blossen Erde herumliegenden Gefangenen seine Meisterstücke, und erläutert verschiedene bey seinem Handwerk vorkommende Schwierigkeiten.

(4) Ein junger Bursch', der bis itzt den Handel nur im Kleinen trieb, verliert keine Silbe, und erwartet mit Ungeduld den Tag seiner Befreyung, um die eben erlernte theoretischen Kenntnisse bald in Ausübung zu bringen.

(5) Der Gefängniswärter *) stoßt ein junges Mädchen, das ihn um einen Trunk Wasser bittet, mit Ungestümm von sich; indessen er einem Erzdieb gegen 50 pro cent Gewinn eine Kanne Bier hinreicht.

(6) Im Hintergrund des Kerkers sitzen zween Handwerksbursche in trauriger Stellung.

(7) Ein Kutscher, der wegen drey ℔ geschwärzten Toback eingekommen, henkt gleich den Betteljungen am Fenster, und läßt an einer Schnur ein kleines Beutlchen hinab. Ein Kaufmann, der die Schwärzerey besser versteht, läßt sich rühren, und wirft ihm einen halben kr. hinein.

*) Diese Gefangenwärter haben meistens kein Gefühl als für Geld. Wer also aus den Gefangnen einen guten Tag haben will, muß sein Allmosen mit ihnen theilen; daher stehen sich einige von diesen Wärtern fast gleich so hoch als die Rathsherrn.

p. 215.

17

B S B
MÜNCHEN

Sechzehntes Kapitel.

Ueber öffentliche Promenaden.

Wenn ich ein Verzeichniß von den Mitteln zur Erhaltung der Gesundheit, oder auch zu ihrer Wiedererlangung verfassen sollte, so würde ich eine mässige Bewegung wo nicht oben an setzen, doch wenigstens den wieder zur Mode werdenden Lebenstinkturen und andern Präservativmitteln vorziehen.

Ich würde auch gar nicht befürchten, deswegen getadelt zu werden, da nun selbst die vernünftigern Aerzte, wenn alle Simplicia und Komposita der Apotheke nicht mehr fruchten wollen, eine mässige Bewegung zu Pferd, oder eine Lustreise verordnen.

Jeder kann freylich nicht Lustreisen machen, oder sich Reitpferde halten; indessen giebt es noch eine dritte Art von gesunder Bewegung, und die ist eine mässige Promenade zu Fuß.

Der Staat, dessen Pflicht es ist, für die Gesundheit seiner Bürger zu sorgen, hat deswegen eigne öffentliche Bewegungsplätze bestimmet, wo sich jeder zur Erhaltung seiner Gesundheit so viel Präservativmittel holen kann, als ihm beliebt. Allein diese öffentliche Promenaden sind nicht immer zweckmässig angelegt. So kenne ich Städte, wo man, um eine måssige Bewegung zu machen, unmåssig weit gehen muß; in andern sind die öffentliche Spazierpläze nicht nur eine viertel Meile von der Stadt entfernt, sondern die Spazierg eher müssen, bevor sie den Belustigungsort erreichen, so unendlich viel von Sonnenhize und Staub dulden, daß ihnen zu einer mässigen Bewegung selten Kräfte genug übrig

brig bleiben, und so geschieht es dann, daß sich manche auf so einer zum Besten ihrer Gesundheit unternommenen Promenade oft den Tod holen. In mancher Stadt nehmen die Herren und Damen auch ihre Pferde mit auf die Promenade, und erregen durch ihr Reiten und Fahren so einen gewaltigen Staub, daß man fast glauben soll, ihre Absicht wäre, die armen Fußgänger auf immer aus diesen öffentlichen Spaziergängen zu vertreiben — Und so etwas kann ihnen auch wirklich nicht fehl schlagen; denn wer wird in die Län e ein Präservativmittel für seine Ge undheit an einem Orte holen, wo er, statt reiner Luft, Staub athmet, und wo ihm die Erfrischungen, wie Sodoms Aepfel, im Munde zu Staub werden? Doch dieser Staub hat selbst für die Fahrenden seine grossen Unbequemlichkeiten; denn er zwingt sie, die Glaser an ihren Wägen aufzuziehen, und ihre eignen oft nicht gesündeste Ausdün-

stungen einzuhauchen; ist es aber eine Piroutsche, so laufen sie fast Gefahr zu ersticken, sie sehen weder sich, noch was bey ihnen vorbey fährt, noch die Schönheiten der Natur, die sie mit Staub zudecken.

Wenn es doch für eine gewisse Gattung von Menschen auf einem Spaziergang gefahren seyn muß, so könnte so etwas ja auch im Schritte geschehen; allein die Geschäfte sind bey den meisten zu dringend, und dann fahren ja nur die Bürgermeister der Reichsstädte im Schritt: es wird also ventre à terre (*) dar-

(*) Als ich noch die Ehre hatte, mit Damen öfters in Gesellschaft zu seyn, hörte ich sehr oft sagen, daß es heut oder gestern Abends ventre à terre durch die Gässen der Stadt gieng. Da man einem Geistlichen keine Frage übel nimmt, so bat' ich um eine Erklärung dieser Ausdrücke, worauf man mir auch mit aller Gelassenheit den Bescheid gab, daß diese Redensart nichts anders sagen wolle, als die Pferde so zum Laufen anstrengen, daß sie mit dem Bauch das Pflaster berühren. So reich die deutsche Sprache auch an sich ist, so fand ich doch keine Benennung, die die ganze Kraft dieses franzö-

darauf los gejagt, ohne Achtung für einen öffentlichen Belustigungsort, ohne Schonung für den zu Fuß gehenden Mitbürger, ohne Schonung gegen sich selbst.

Doch wenn diese Promenaden auch nicht mit allen diesen Unbequemlichkeiten verbunden wären, so können sie schon blos wegen ihrer Entfernung nie zu einem zweckmässigen Spaziergange dienen.

Ich will mich mit Herrn Obermayer in keinen Streit einlassen, ob dann an unsrer Klosterverfassung gar nichts nachahmungswürdig sey; aber ich denke immer, daß die Idee, bey jedem Kloster einen Spaziergarten anzulegen, den Klöstern Ehre mache, und einen Beweis abgebe, wie sehr die Vorgesetzten für die Gesundheit ihrer Untergebenen sorgen.

Man

---

schen ventre à terre ausdrückt; denn selbst das Wort halsbrecherisch drückt kaum die Hälfte davon aus.

Man wird leicht errathen, warum ich dieses Beyspiel anführe; indessen weiß ich wohl, daß bey der ökonomischen Bauart der meisten Hauptstädte, wo die Häuser, gleich den wayland holländischen Häringen in ihren Tonnen, dicht von allen Seiten aneinander kleben, sich freylich dergleichen Hausgärten nicht anbringen lassen; indessen giebt es doch nicht leicht eine Stadt, die nicht einen ihrer Hauptpläze zur öffentlichen Promenade entbehren könnte. Aber dieser öffentliche Spaziergang müßte mit schattichten Bäumen besetzt, von Wägen gesichert, und so angelegt seyn, daß man ihn unter halbgedeckten Seitengängen auch bey unfreundlichem Wetter, und besonders zur Winterszeit, wo der menschliche Körper einer stärkern Bewegung bedarf, geniessen könnte.

Bey so einer wohl eingerichteten Promenade würden dann viele Einwohner, denen entweder die Zeit zu kurz ist,

oder

oder die ihre Gesundheit zu sehr lieben, um einer gesunden Kommotion wegen eine Stunde durch ungesunden Staub nach den entlegenen Spaziergängen zu wandeln, nicht mehr gezwungen seyn, die schmuzigen, stinkenden Gässen auf und nieder zu trippeln, sich mit Koth bespritzen zu lassen, und den Schnuppen zu holen.

Die Politicker dürften sich dann zur Unbequemlichket der übrigen Fußgeher nicht mehr an die Eckfteine, oder Kaufmannsbuticken hinpflanzen, und zum Nachtheil ihrer Lungen die Stimme nicht überspannen, um das Gerassel der Wägen zu überschrein; endlich würden auch die Damen diesen ruhigen Spaziergang gewiß bequemer finden, als die von Wägen wimmelnde Strasse, wo sie weder ihre eigne Stimme noch die Zweydeutigkeiten ihrer Begleiter hören, und oft nicht sicher sind, von einem Sänftenträger oder einem Trunkbolde —

sammt

sammt der Papina oder Vaniglia ins Koth geworfen zu werden.

Damit aber besonders die Gesundheit der Damen von dieser öffentlichen Promenade Vortheil ziehe, wäre mein Wunsch, daß sie ja nicht, wie es itzt ihre Gewohnheit ist, wie Pariserpuppen darauf erschienen; denn sie würden sich dadurch nur wechselweise zur Eifersucht reizen, und also, statt eines erheiterten Gemüthes, Mismuth und Vapeurs von dieser Gesundheitspromenade nach Hause bringen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Eine öffentliche Promenade mit verschiedenen durchgeschnittenen Alleen, deren entzückende Aussicht aber von Staub verhüllt ist.

(2) Durch diese Alleen wird in gestrecktem Lauf geritten und gefahren, und dadurch Wolken von Staub aufgetrieben, die eine halbe Sonnenfinsterniß machen.

(3) Ein Herr fährt im Solitäre gegen die Hauptallee, und sieht nicht vor lauter Staub (*), daß seine theure Gemahlinn mit einem Glücksritter in der Pirutsche die Allee heraufjagt.

(4) Ein lüstiger Accessist reitet seinen Papa, der zu Fuß geht, halb über den Hauffen, weil dieser den Herrn Sohn aber vor Staub nicht erkennen konnte, läßt er es dabey bewenden, daß er ihm ein paar Schurken, und schlechte Kerl nachwirft.

(5) Im Gebüsche sieht man verschiedene Spaziergeher, die ihre Sacktücher vors Maul halten.

(6) Etwas seitwärts sitzt ein Hausknecht mit einer Köchinn bey einer Bouteille Bier im Gras.

(7)

(*) Es könnte also außer der Vertreibung der Fußgeher wohl noch andere Beweggründe zum Staubmachen geben.

(7) Verschiedene Herren Meister sitzen, weil eben Arbeitstag (*) ist, an einem Tisch herum. Sie zanken mit dem Wirth, daß er Pfeffer auf die gebratenen Hühner gestreut habe. Der Wirth versichert, daß es kein Pfeffer, sondern blos Staub wäre, den ihm der Wind in die Küche trieb.

(8) Eine Dame, die mit Sechsen durch eine Seitenallee herauf jagt, zieht die Gläser auf, und ärgert sich über den abscheulichen Staub, den nach ihrer Meinung der Pöbel von Fußgängern erregt.

(*) Ich gönne gewiß Jedermann sein Vergnügen, und kann es daher gerne sehen, wenn Leute von allen Klassen auch auf Spaziergängen Erfrischungen zu sich nehmen, und meinetwegen auch, so wie Herr Obermayer uns Geistlichen vorwarf, ihr zu Haus angefangenes Mittagmahl auf der Promenade fortsetzen; nur müssen sie bey vollen Gläsern und fetten Kapaunen nicht auf magre und böse Zeiten schimpfen, sonst glaubt man entweder, daß sie scherzen, oder daß es ihre eigne Schuld sey, wenn für sie böse Zeiten sind.

p. 225.

B S B
MÜNCHEN

Siebenzehntes Kapitel.

Ueber Tanzsääle.

Manche werden sich wohl gewundert haben, daß ich, als ein gewesenes Mitglied des Seraphischen Ordens bis itzt noch keine Erwähnung von Tanzsäälen gemacht habe, da doch unsre berühmten Prediger sich so gern darauf herumtummelten, und die Tanzsääle, wenn gar keine andere Materie zum predigen da war, gar oft den Nothnagel abgeben mußten; und doch kann ich meine Leser und Leserinnen bei meiner Weihe *) versichern,

*) Es wäre wohl überflüssig zu erinnern, daß die Kapuziner nicht wie die Glocken oder die

sichern, daß ich zu diesem Gemälde nicht einen Pinselstrich verwendet hätte, wäre nicht Herr Obermayer so boshaft gewesen, gleich auf das erste Kupfer seiner Galerie klösterliche Misbräuche einen Kapuziner mit einer Dormeuse hinzusetzen, und einen wohlerwürdigen Franziskaner mit einem (und was am unverzeihlichsten ist) mit einem alten Weibe einen Walzerischen tanzen zu lassen.

Freylich hat das ganze Gemälde so eine gute Haltung, und so viel Wahrheit, daß es der Herr Verfasser unmöglich anders, als nach der Natur kann kopiert haben; indessen war es nicht sehr brüderlich gehandelt, dasjenige, was wir nur in bona charitate thun, zur öffentlichen Schau auszustellen, und so

mags

Kalbsschlegel geweihet werden. Wenn wir also etwas bey unsrer Weihe versichern, so ist es gewis so heilig wahr, als wann der Soldat bey seiner Ehre und der Kaufmann bey seinem Gewissen schwört. Dies sey gewisser Freygeister wegen angemerkt, die gar nichts mehr glauben, was Geistliche sagen.

mags sich Herr Obermayer gefallen lassen, wenn ich, da er uns einmal die Geschicklichkeit zum Tanzen zutraut, auch ein vertrautes Wort über Tänze und Tanzsäále sage; denn er weiß es ja, daß wir gar zu viel auf das Jus Talionis halten.

Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel die Bemerkung gemacht, daß Bewegung unentbehrlich zur Erhaltung der Gesundheit sey, und so würde ich mich ja selbst auf die Finger klopfen, wenn ich läugnete, daß auch mässiges Tanzen der Gesundheit zuträglich seyn könne; allein ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man weder um Bewegung zu machen, noch um der Gesundheit willen die Sääle besuche, und daß unsre Art zu tanzen, wenn man auch wirklich diese Absicht hätte, die gewünschte Wirkung nie hervorbringen würde.

Die Franzosen, die zu gern an der lieben Mutter Natur stutzen, haben die Schere auch an das Kind der unschuldigen Freude, an den kunstlosen Tanz gesetzt, und den Füssen gewisse geometrische Grade bestimmt, nach denen sie die Empfindungen des Herzens beschreiben sollen. Dieser geometrische Tanz ist die so berühmte Minuete, die, vielleicht weil sie aus Frankreich kam, auch im lieben Deutschland angenommen wurde. Ich will diesem Tanz sein Verdienst nicht abstreiten; es mag meinetwegen auch so gar schön lassen, wenn ein Hut und eine Haube auf den vorgezeichneten vier Linien bald zu vier und bald zu acht Schritten auf und niedersteigen, itzt zweymal die Knie beugen und mit der Fußspitze schleifen, und gleich darauf, als hätten sie Zukungen, die Beine steif anspannen, sich dann mit vieler Grazie den Rücken weisen, darauf die linke und rechte Hand geben, und sich endlich ein Kompliment

machen; allein bey allen ihren Schönheiten taugt die Minuete nicht auf öffentliche Sääle, weil sie zu viel Raum fordert, und durch das beständige ab- und anspannen der Beine die Tänzer vor der Zeit ermüdet.

Der deutsche Tanz nähert sich freylich der Natur mehr, und könnte, so wie die englischen Tänze, vieles zur Gesundheit beytragen, wenn man sie mässig und nach langsamern Tackt tanzte. Allein man glaubt nicht getanzt zu haben, wenn nicht die Sohle zum Fließpapier dünn getretten, der Schweis nicht aus allen Oeffnungen hervorgedrungen, und ein Fluß von Haarpuder und Pomade, gleich der Lava am Aetna, nicht die Wangen und Schultern herablauft.

Eine kreisförmige Bewegung ist, weil sie das Blut dem Kopf zutreibt, schon an sich der Gesundheit nachtheilig; aber sie kann wohl auch tödtlich werden, wenn sie zu lang anhält, und, wie es

leider geschieht, junge Leute von beyden Geschlechtern, wohl noch Ruhm darin suchen, daß sie durch Stunden einen Wirbel machen können. Es sind solches aber nicht etwan rüstige, mannhafte Bauernbursche, oder muntre, körnichte Dirnen *) sondern größtentheils zarte, schwächliche Zuckermännchen, und kränkliche Damen, die nicht über das Zimmer gehen, ohne über Schwindel zu klagen; daher ist es aber auch kein Wunder, wenn so viele Fehltritte geschehen; denn kann man wohl wissen, was man thut, wenn einem der Kopf schwindelt?

Das Uebelste für die Gesundheit ist endlich, daß diese Bachantentänze nicht unter ländlichen freyen Himmel, sondern, weil

*) Ich weis zwar, daß auch das Landvolk in ihren Tänzen ausschweifet; allein die Folgen davon sind nie so traurig, weil die wahre Freude des Herzens jede Erschöpfung bald wieder ersetzt und die Dorfdamen nichts von Schwindel wissen.

weil das Tanzfest im Winter fällt, fast immer in eingesperrten Säälen gehalten werden, wo der Dunst der Lichter, der eckelhafte Geruch der Speisen, und endlich eine Quintessenz von ungesunder Ausdünstung auch bey dem mässigsten Tanze manche Gesundheit untergraben müßte.

Allein ich sagte ja schon, daß man nicht der Gesundheit wegen diese Freudenörter besuche; denn wem daran gelegen ist, eine gesunde Bewegung zu machen, wird seinen Kopf nicht mit einem Arsenal von Haarnadeln oder einem kleinen Peru voll Edelgestein beladen, oder sich die Schnürbrüste so eng zusammen ziehen lassen, daß er kaum athmen kann. Man geht also auf den Tanzsaal, um gesehen und bewundert zu werden; und wenn man diesen Endzweck erreicht, so thut es ja nichts zur Sache, ob man sich den Schnuppen, oder die Expecktanz zur Lungensucht und Abzehrung holt, und um

zehn oder zwanzig Jahre früher aus der Welt tanzt.

Ueber die masquirten Bälle wäre wohl auch ein und anders zu erinnern; allein ich sehe vor, daß meine Predigt wenig fruchten würde; da man sich so wenig aus dem Predigen macht, und wohl gar en masque in die Kirche kömmt, um eine Predigt über die Masken anzuhören. Wenn ich mich endlich zu sehr über diese lustige Materie ausbreitete, so könnte wohl ein loser Spötter sagen: **wie kann der Exkapuziner alles so genau wissen, wenn er nicht selbst mitgemacht hat?** Und dann müßte ich geschwind meine Predigt mit einem Amen beschliessen, und mich damit trösten, daß ich nicht der einzige Kapuziner wäre, der die Redouten und Tanzsääle besucht hat *).

Er-

*) Es gab wohl gute Zeiten, wo die arme Geistlichkeit besser geehret wurde, und man uns Kapuziner nicht nur einlud, sondern wohl auch fast mit Gewalt zu einem öffentlichen maskirten

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein großer Tanzsaal voll Hängleuchter und Spiegel. Der Raum wäre vielleicht für 8 oder 10 Paare zur Minuete geräumig, es tanzen aber noch einmal so viel, daher geht es so verwirrt zu, daß Tänzer und Tänzerinnen nicht mehr wissen, wie sie zusammen gehören, und daher mancher den Tanz, den er mit einem Stubenmädchen angefangen, mit seiner Frau endigen muß.

(2) Ein Schuster, der sich aufs Aushalten nicht versteht, und streng über das eins, zwey, drey und vier hält, tritt einer Köchin auf das Hühneraug, die ihrem Fleischhacker darüber ohnmächtig in die Arme fällt.

Ball in unserm heiligen Ordenshabit hinzog. Freylich machten wir unter so vielen Dominolarven nicht die beste Figur; indessen waren wir doch lustig und vergnügt, und wurden nicht einmal verdrüßlich, als uns einige vorwitzige Damen fragten: ob wir dann wirkliche Kapuziner, oder — — Masken wären.

(3) Verschiedene Herren in Wildschuren und Ansagermänteln, die blos da sind, um den Tänzern den Plaz zu verstellen, klatschen in die Hände, und schreyn: einen Deutschen, einen Deutschen; die Minuetliebhaber hingegen fordern, daß man Minuete fortmache. — Die Gesellschaft der Tonkünstler, von denen jeder zum Kunstzeichen eine große Flasche Wein vor sich stehen hat, sind wie die holländischen Provinzen in ihren Stimmen getheilt; daher spielt die eine Hälfte Minuete und die andere einen Deutschen auf, worüber die ohnehin unter den Tänzern herrschende Verwirrung den höchsten Grad erreicht.

(4) An den Seitenwänden des Saals stehen verschiedene Tische voll Schüsseln und Weinflaschen. Einige Väter und Mütter sitzen mit ihren hofnungsvollen Töchtern daran herum.

(5) Verschiedene von diesen lassen incognito ihre Schnürbrüste nach, weil die Lust zum Kapaunfleisch auf einen Augenblick das Verlangen zu gefallen überwältigt.

(6) Einer von den Tischen ist blos von Franzosen besezt, die sich wechselweise die af-

fair

fairs d'honneur erzählen, die sie aus ihrem Paradis in das vilain pais, nach Deutschland, trieben; indessen sind sie doch so billig einzugestehen, daß der Kapaun recht schmackhaft war.

(7) In einer Ecke des Saals gießt der Kellner verschiedene Weinüberbleibsel in eine Bouteille zusammen, um eine Kompagnie damit zu bedienen, die einen alten Wein verlangt hat.

(8) Der Herr Wirth, der zugleich die Grundobrigkeit ist (*) trägt in eigner Person ein Ragout auf, das schon zum 5ten mal bezahlt ist, aber noch nicht berührt worden.

(9) Ein Aufwärter stellt mitten unter die Tänzer eine Doppelleiter hin, um die Lichter zu putzen, die fast vor Staub ersticken.

(10)

(*) Man pflegt sehr gern die Wirthe zur Grundobrigkeit zu machen, und da hat man recht; denn sie lassen es bey Streitigkeiten selten zum Ausbruch kommen, und setzen den kriegführenden Mächten so lange Wein vor, bis sie sich vergleichen. Müßen sie doch ihre Jurisdiktion ausüben, so denken sie doch viel zu menschlich, um die Schlachtopfer ihrer Gerechtigkeit in Gefängnisse zu schliessen, sondern weisen ihnen den Hundsstall zum Nachtquartier an.

(10) Einige Herren von Distinktion (*) sehen von der Galerie zu, wie die gemeinen Leute tanzen. Sie finden es wieder ihren Stand, sich im Saal selbst mit dem Pöbel zu vermischen, tragen aber kein Bedenken, ihre gemeine Ausdünstungen auf der Galerie in sich zu hauchen.

Achtzehn.

(*) Der Sprachgebrauch begreift unter Herren von Distinktion entweder wirklich adeliche, oder Leute von ansehnlichem Karakter. Nach seiner wahren Herleitung aber bedeutet dieses Wort einen Mann, der sich, durch was immer, besonders ausgezeichnet hat.

p. 237.

19

B S B
MÜNCHEN

Achtzehntes Kapitel.

Uiber Erziehung.

Hätte ich das Glück, Mitglied eines gewissen berühmten Ordens zu seyn, so würde ich freylich viel Trefendes und Neues über diesen Gegenstand zu sagen wissen; denn man weiß es ja, daß dieser beliebten Gesellschaft nicht blos der **Unterricht**, sondern wohl auch die Erziehung der adelichen Jugend anvertrauet worden.

Unter seiner väterlichen Aufsicht standen fast alle adeliche Treibhäuser, die das Vaterland mit Helden und Staatsmännern versahen, und wenn gleich ihre Feinde, deren sie, wie alle Leute von Distinktion, leider in die Menge hatten,

die gelieferten Staatsmänner und Helden nicht aufzufinden wissen, so läßt ihnen doch ein guter Theil des alten Adels Gerechtigkeit widerfahren, und vertraut noch itzt die zarten Sprößlinge und die Hofnung des hochgräflichen oder hochfürstlichen Stammhauses ihrer Privatpflege (*)

Da ich aber ein unbedeutender Exkapuziner bin, und also, wie obige Herren, nie Gelegenheit hatte, in die Falten der jugendlichen Herzen zu sehen, und der Erziehungskunst auf den Kern zu kommen, so muß ich freylich meine Leser (und Leserinnen würde ich sagen, wenn ich nicht wüßte, daß sie dieses Kapitel, weil es von der Erziehung handelt,

(*) Was ich bey mir denke, wenn ich den Nachwuchs unsrer künftigen Helden, Räthe und Staatsmänner in Begleitung ihrer geistlichen Hofmeister auf öffentlichen Promenaden erblicke, will ich eben nicht sagen; aber lachen muß ich, sobald mir die Grille einfällt, daß jeder seinen Zögling gern nach seinem eigenen Modell zuschneide.

delt, überschlagen werden) um Vergebung bitten, wenn ich, statt einem Sisteme, blos einige abgerissene, flüchtige Bemerkungen mittheile.

Ich müßte meinem Gelübde der Wahrheit untreu werden, wenn ich läugnete, daß man in Ansehung der körperlichen Erziehung ungleich vernünftiger zu Werke gehe, als unsre Vorfahren. Man bindet die kleinen Weltbürger, nachdem sie so glücklich dem Kerker entkamen, nicht mehr so unbarmherzig an Händen und Füssen zusammen; füllt ihre zarten Mägen nicht mehr so häufig mit dem unverdaulichen Mehlbrey an; läßt sie dann bey zunehmenden Kräften auf der Erde herumkriechen; kurz man arbeitet der weisen Natur nicht mehr so grausam entgegen, und fängt wirklich an, indem man über ihn spottet und lacht, einen guten Theil der Kinder à la Rousseau zu erziehen, und so sieht man itzt Mädchen und Jungen, die unsre Voreltern noch

in der Windel getragen, und am Ofen gewärmt hätten, mit blossem Kopf und blosser Brust herumspringen und jeder Witterung trotzen.

Aber kaum hat man die zarten Sprossen durch vernünftige Pflege zu einem gesunden Wachsthume gebracht, so verdirbt man alles selber wieder, indem man von dem Bäumchen Früchte verlangt, eh noch die Zeit der Blüthe ist.

Es kitzelt die mütterliche und väterliche Eitelkeit gar zu sehr, wenn ihre Kinder für kleine Weltwunder passiren; daher entziehen sie solche den wohlthätigen Händen der Mutter Natur, und stecken sie in Treibhäuser (*) wo die Kunstgärtner so lang daran stutzen und schni-

(*) Ich verstehe hierunter nicht blos die öffentlichen, sondern auch die Privattreibhäuser, wo man den Kindern die Seele, die sie, nach la Bruyeres Meinung, in den Füssen haben, in den Kopf hinauf zu treiben sucht. Wo man ihnen den Kopf mit Worten anpfropft, und durch Schulwitz ihren Mutterwitz erstickt.

schnitzen, bis endlich die so sehnlich erwünschte Frucht zum Vorschein kömmt. Väter und Mütter sind dann vor Freuden ausser sich, wenn ihre Kleinen, indessen die Kenntnisse der Kinder der Natur in dem kleinen Kreis ihrer Bedürfnisse eingeschränkt sind, in Gesellschaften über Philosophie, Moral, und Statistick zu räsonniren wissen. Aber so wie alle Früchte aus Treibhäusern hinfällig und schmacklos sind, und die Bäumchen, so bald sie wieder in freye Luft kommen, hinwelken, oder wenigstens blos unvollkommene und ungenießbare Früchte bringen, so sind auch die Früchte dieser gekünstelten Erziehung selten von langer Dauer, und die übertriebnen Bäumchen werden entweder gar nie zum Baum oder tragen, wenn sie es werden, keine Früchte, und bleiben blosse Stämme; daher hatte der scharfsinnige Verfasser der Berlinerbriefe nicht unschicklich angemerkt, daß in einem gewissen Land Kin-

der, die in ihrem 6ten und 7ten Jahre voll naiver natürlicher Einfälle waren, gegen die Jünglingsjahre zu **Dalken** (*) werden.

Ich will das Alletaggleichniß: daß Kinder den jungen Zweigen ähnlich seyn, die unter der Schere des Gärtners erst ihre Vollkommenheit erhalten, für passend annehmen, wenn gleich die mayestätische Eiche, und viele andere Bäume ohne alles Schnitzeln und Stutzen ihre vollkommene Schönheit erreichen; allein (auch dieses zugegeben,) wo ist der Gärtner, der mit Wahrheit sagen kann: das ist Auswuchs? Und wenn es Auswuchs ist, weiß

(*) In einer gewissen deutschen Hauptstadt gieng die Rede, daß diese Berlinerbriefe von den restirenden Mitgliedern der Gesellschaft Jesu herrührten; allein wenn sie sich auch selbst nicht dagegen vertheidiget, und es öffentlich gesagt hätten, daß sie nicht die Verfasser sind, so würde sie schon hier oben angeführte Stelle von dem Verdacht lossprechen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser Orden, der diese Treibhäuser errichtet, und an sich gerissen hatte, wieder sich selbst soll geschrieben haben.

weiß er dann, ob nicht dieser Auswuchs, nämlich die Leidenschaft, die er ausreuten oder unterdrücken will, dereinst gerade die herrlichsten Früchte tragen werde?

Ich habe noch eine andere Idee über dieses Gleichniß. Ich denke immer, daß Menschen mit dergleichen Seelenauswüchsen zur Erhaltung des Ganzen nothwendig seyn, und daß es unordentliche Köpfe geben müsse, damit die ordentlichen etwas zu thun haben.

Allein diese moralische Ziergärtner schneiden nicht blos die Auswüchse weg, sondern suchen mit ihrer Schere der ganzen Natur des Bäumchens einen andern Zuschnitt zu geben, und was das Komischste dabey ist, so nehmen sie sich selbst zum Model, und so muß der feuervolle Junge so lang an sich künsteln lassen, bis er gleich dem Herrn Hofmeister wenigstens die Aussenseite einer Memme hat, oder wenn auch die Vernünftigern aus ihnen

bey sich überzeugt sind, daß sich die Natur eines Baums durch alle Scheren der Welt nicht ändern lasse, so müssen sie doch öffters ex officio nach dem vom Herrn Papa oder der Frau Mama vorgelegten Model, einen Beamten, einen Advokaten, einen Helden, oder einen Staatsmann aus dem Bäumchen schnizen *).

Es werden ihnen wohl auch manchmal entgegengesetzte Plane vorgelegt, wenn die Eltern nämlich unter sich nicht einig sind, und der Vater einen Kaufmann, die Mutter aber durchaus einen Kavalier aus dem hofnungsvollen Söhnchen

(*) Es gab wohl Zeiten, wo die meisten Modelle aus Jesuiten, Benedicktinern, und andern ehrwürdigen Ordensgeistlichen bestanden, und so gar die ehrbaren Handwerker ihre Söhnchens blos deswegen zur lateinischen Schule schickten, und Instrucktoren ins Haus nahmen, damit sie einen geistlichen Vorsprecher aus ihnen schnitzen, der den Himmel durch sein tägliches Opfer gegen die kleinen Handwerks-vortheile nachsichtsvoll machen mußte.

chen verlangt, und da soll dann gemeiniglich gar nichts daraus werden.

Aus meinen wenigen Bemerkungen über die Erziehungskunst habe ich also für mich das Resultat abgezogen, daß es mit ihr und mit der Arzneykunst gleiche Beschafenheit habe, und daß man in beyden Künsten schon sehr viel gethan, wenn man der Natur nicht entgegen arbeitet.

Die Fälle, wo die Natur von der Kunst Hilfe bedarf, scheinen mir äusserst selten, weil sie fast immer ihre Hilfe im Uebel selbst findet; So dienet oft die Austrettung der Säfte zur Herstellung des Gleichgewichts, und so wissen Zufälle und Umstände dem Meer der Leidenschaften einen festern Damm zu setzen, als alles Moralisiren, und Schnizeln der Kunstgärtner.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Eine Studierstube.

(2) Ein Hofmeister sitzt mit seinen drey Zöglingen am Tisch, und ließt ihnen über die Moral vor.

(3) Zween von den Zöglingen hören ihm sehr aufmerksam zu; der Dritte aber sieht immer nach der Uhr, ob dann das Moralisiren nicht bald ein Ende habe.

(4) Der Hofmeister, der ihnen eben bewies, daß sich ein vernünftiger Mensch nie zörnen soll, ergrimmt über seine Zerstreuung, und schlägt den armen Schelm mit dem Lineal im vollen Zorn über die Finger.

(5) Im Zimmer herum sieht man Landkarten, Globus, Naturalien, und verschiedene andere Erfordernisse zu Wissenschaften.

(6) An einem Seitentisch schreibt ein guter Freund des Hofmeisters einige Sätze zusammen, die diese 7 und 8 jährige Knaben

ben am Namensfest des Papa gegen Männer vertheidigen werden.

(7) Der Herr Papa (ein ehrlicher Pächter) kommt mit einer Ochsensenne zur Thüre hinein, um der Instrucktion des Hofmeisters nach zu helfen.

Neunzehntes Kapitel.

Uiber öffentliche Schauspiele.

Wenn wir gleich beym Eintritt in das Kloster der Welt und ihrem Anhang entsagt haben, so wollen wir doch wissen, wie es in der Welt zugeht. Daher giebt es nicht leicht ein Kloster, das sich nebst dem unentbehrlichen Erlanger (*) nicht noch andere zwey oder

drey

(*) Ich kann nicht begreiffen, wie die Klostervorsteher und selbst die hochwürdigen Herren Prälaten dieses gottlose Blatt noch ferners forthalten, oder wohl öfters gar statt des Breviers lesen mögen, da uns doch der Verfasser, sobald er nur das geringste schwarze Fleckchen von Intoleranz oder Ungehorsam gegen den Landesfürsten entdeckt, den Spiegel vorhält, und weder gegen Kapuze noch gegen Pektorale und rothe Hüte Respeckt hat. Freylich wird bey je-

p. 248.

BSB
MÜNCHEN

drey politische Zeitungen hielt: ein unumstößlicher Beweis, daß in Klöstern mehr gelesen wird, als Herr **Obermayer** glaubt.

In so einem politischen Blatt las ich nun vor einiger Zeit, daß die Einwohner von Philadelphia nach geschloßenem Frieden in ihrer Stadt ein öffentliches Theater errichten wollten; der Magistrat, (oder vielmehr der Kongreß) habe sich aber dawider gesetzt, weil dergleichen öffentliche Schauspiele den Sitten verderblich wären, und nebenbey dem Reiz des gesellschaftlichen Lebens im Wege stünden; denn nach den Begriffen dieses amerikanischen Magistrats würde Niemand im Schoos seiner Familie, oder in Gesellschaft seiner Freunde Vergnügen und Zeitverteib suchen, wenn er ei-

dermaligen Lekture das wohlverdiente Anathema über ihn gesprochen; allein wer wird glauben daß es Ernst sey, wenn man ihn immer wieder liest, und den Tag kaum erwarten kann, wo der Erlanger kömmt.

ne zwanglosere Unterhaltung für wenig Geld im Schauspielhaus zu finden weiß.

So sonderbar nun diese Beweggründe auch klingen, so will ich doch zugeben, daß bey einer erst zusammengekütteten Republick die zu frühe Einführung öffentlicher Specktackel den Sitten gefährlich seyn könne, so wie ich glaube, daß Philadelphia der Ort seyn mag, wo man noch Vergnügen und Zeitvertreib im Schoos seiner Familie oder gewählter Freunde findet, und über den Reiz des gesellschaftlichen Lebens gern die Welt mit ihren Pantomimen, Gauklern, Schauspielern, Tänzern, und Sängerinnern vergißt; allein dann muß mir der löbliche Magistrat auch zugestehen, daß es mehr als einen Staat geben könne, wo diese öffentlichen Specktackel an den Sitten nicht viel zu verderben finden, und wohl oft ein Hauptrad in der großen Maschine seiner Erhaltung ausmachen.

So

So soll es zum Beyspiel mancher Staat seinem Harlekin, oder seiner berühmten Solotänzerin, oder seiner unvergleichlichen prima Donna zu verdanken gehabt haben, wenn das Volk den Fuß nicht fühlte, den man ihm in den Nacken setzte, und die Hockos = pockos = Streiche nicht sah, die zum allgemeinen Besten gespielt worden. Außer diesem Vortheil wollen einige Staatskündige ferners bemerkt haben, daß die öffentliche Schauspiele auch zum Bevölkerungssisteme beytragen, und daß viele Damen blos dem Anblick der schönen Theaterfiguren den Dank schuldig wären, wenn sie bey ihrem sonst schwächlichen Bau zu Zeiten so schöne, und wohlgestalte Knaben zur Welt bringen, die durch das wunderbare Spiel der Einbildungskraft öffters so gar den schönen Theaterfiguren ähnlich sehen. Nebenbey soll auch die Ausbildung des Geschmacks ein Werk der Schaubühne und die Hauptursache seyn, daß sich Haus-

knechte

knechte und Köchinnen, die sich vorher in der Pöbelsprache er und sie hiessen, nun auf hochdeutsch Musie und Mamsell nennen. Ihre eifrigsten Verehrer stellen endlich das Theater neben dem Predigtstuhl hin, und beweisen, daß hier oft eben so reine Moral geprediget werde (*) als auf mancher Kirchenkanzel; wobey sie aber doch so vorsichtig sind, unter die Schulen der Sitten nur diejenigen Schaubühnen zu zählen, die vom Unsinn, von schmuzigen Possen (und also wohl auch von Zweydeutigkeiten?) gereiniget sind.

Nach so vielen offenbaren Vortheilen könnte ich unmöglich so nachtheilig von

(*) Man könnte hier freylich die Frage thun, wo dann die Sünder wären, die durch die Theaterprediger und Predigerinnen bekehrt worden, und ob der Geizhals, der das Theater besucht, weniger ein Geizhals, und der Spieler weniger ein Spieler sey? allein man könnte mich im Gegentheil fragen, ob die galante Dame durch unsre Kanzelpredigen ihre Galanterie abgelegt, und der Trinker den Trunk meide? und diese Frage gäbe dann nur zu Weitläufigkeiten Anlaß, denen ich feind bin.

von den öffentlichen Specktackeln denken, als der Magistrat in Philadelphia, und verzeih es den europäischen Staaten also von Herzen gern, wenn sie das Volk durch dergleichen Sittenschulen auszubilden und zu unterrichten suchen.

Aber, wenn auch dies, wie es scheint, ihre Absicht nicht wäre, so würde ich den öffentlichen Schauspielen schon blos deswegen gut seyn, weil sie zerstreuen, und das Gemüth erheitern; unsre Vorfahren giengen wenigstens blos des Lachens wegen ins Theater, und würden wohl auch vielleicht lachen, wenn sie sehen sollten, daß ihre Nachkömmlinge im Theater weinen.

Meine Toleranz in Ansehung der öffentlichen Specktackel erstreckt sich also nicht blos auf die Hoftheaterprediger (*) sondern auch auf die von Dorf

zu

(*) Da es in vielen Ländern Hoftheater giebt, so kann ich die Mitglieder, da sie Moral predigen, wohl auch ohne Beleidigung Hoftheaterprediger nennen.

zu Dorf ziehende Theatermissionarien, die ihre Kanzel in Gaststuben, in Scheunen, und auch unter freyem Himmel aufschlagen; ferners auf die männlich- und weiblichen Prediger, die wechselweis Moral und Zotten, bald Solo, bald in Duetten und Terzeten den Zuhörern vorsingen; dann auch auf das ganze Korps von Tänzern und Tänzerinnen, die, so viel ich mich seit meinen Kandidatenjahren (*) noch zu erinnern weiß, manchen

(*) Ich ertappe Herrn Obermayer abermal auf einem ungegründten Vorwurf. Er sagt nämlich, daß die Kandidaten (oder wie er sie bosshaft er Weise nennt) die Klosterrekruten ohne die Welt zu kennen, ins Noviziat treten. Allein hier zeigt er wohl offenbar, daß er nie ein Kandidat gewesen, sonst müßte er ja wissen, daß die meisten Kandidaten, bevor sie die schnöde Welt verlassen, von allen ihren Freuden ein paar Löfel voll versuchen. Es ist auch nicht der Hang nach unbekannten Dingen, mit denen sie in der Folge der leidige Satan versucht, sondern gemeiniglich eine durch die Erinnerung an das Genoßene entstehende Begierde, wieder einmal von den im Grund giftigen, aber zugleich äusserst anreizenden Bonbons der weltlichen Tafel ein wenig zu naschen.

chen sehr unmoralischen Sprung machen; und endlich sogar, auf die lebendige und todte Marionetten.

So ist es mir auch gleichgiltig, ob der Spaßmacher, Harlekin, Skapin, Pagliazzo, Bernardon, Hanswurst oder Kasperl heisse, wenn er nur gute Spasse macht, und das Gemüth erheitert, und so freuet es mich endlich auch, wenn ich oft an einem Tag bald Schwarz auf Weiß, bald Roth auf Weiß — bald auch Schwarz auf Schwarz (*) an Stadtthören, an Ecken von Gässen, und sogar öfters aus Versehn an Kirchenwänden, Einladungen zu Komödien, Trauerspielen, Melodramen und Duodramen, Opern, Sailtänzern, Taschenspie-

(*) Auch die Vorstadtkomödianten lassen zu ihren Vorstellungen Einladungszettel drucken. Weil es sich nun ein paar mal ereignet hat, daß einige Herrn Buchdrucker bey der Auszahlung zu kurz kamen, so lassen sie aus Wiederbesorgniß eines ähnlichen Schicksals die Anschlagzettel gemeiniglich schon voraus in der Trauer geben.

spielern, musikalischen Akademien, und Hezen angeschlagen finde.

Wenn ich doch gegen eines dieser Specktackel etwas zu erinnern fände, so wär' es wider die Heze; denn der Anblick von leidenden Thieren kann doch unmöglich das Gemüth erheitern, oder das Herz bessern; allein ich müßte dann auch das Trauerspiel aus dem Verzeichnisse öffentlicher Specktackel wegstreichen, wo das Laster gemeiniglich als Raubbär auftritt, und die Tugend fast immer zu Tode gehetzt wird.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Ein grosses Schauspielhaus ganz mit Menschen angefüllt.

(2) Eine Predigerinn der reinern Moral, in hohen Federn aufgesetzt, und prächtigen Atlas gekleidet, sagt eine kleine Zweydeutigkeit *) die von den aufmerksamen Zuhörern aufgefangen, und zum Zeichen, daß sie solche verstanden haben, allgemein beklascht wird.

(3) Ihr Herr Gemahl, der sich eben über ihre Verschwendung und galante Lebensart mit ihr gezankt hat, bereitet sich, (um dem Bevölkerungssisteme beförderlich zu seyn) zu

(*) Ich weiß wohl, daß eine weise Theatercensur über alles, was anstössig seyn könnte, sorgfältig wacht; allein oft wird etwas für eine Zweydeutigkeit aufgenommen, das gar nicht zweydeutig ist = = und das oft blos einer Pause wegen. Die Pausen verführen also auf der Schaubühne, wie in Büchern. Dort sucht man eine Zweydeutigkeit nach ihnen, und hier = = = = = = = einen Gedanken.

zu einem Monolog vor, in welchem er die Uebel des heiligen Ehstandes an den Fingern herrechnen, und den versammelten Ehmännern das Kompliment machen wird, daß man ein grosser Narr seyn müsse, um ein Weib zu nehmen.

(4) Eine sehr verschwenderische Dame, auf die eigentlich das Stück gemacht scheint, sagt ihrer Freundinn ins Ohr, daß der Autor Niemand andern, als ihre gute Freundinn, die Frau von — könne gemeint haben.

(5) Ein Kavalier sieht mit unverwandten Perspecktiv nach der schönen Predigerinn, um ja kein Wort von ihrer Moral zu verlieren.

(6) Einige junge Damen, die selbst Moral genug haben, schäckern in ihrer Loge mit einander. Das Parterre äussert seinen Unwillen, worauf sie es noch einmal so arg machen.

(7) Ein Bauer, der die kleine Zweydeutigkeit nicht verstand, fragt seine Nachbarinn, warum dann die Leute so lachen.

p. 259.

21

B S B
MÜNCHEN

Letztes Kapitel.

Ueber Handwerksmisbräuche.

Wenn meine Leser und Leserinnen nicht wieder vergessen haben (*), was sie in den ersten Blättern dieses Werkes gelesen, so wird ihnen auch die Stelle nicht entfallen seyn, wo ich sagte, daß Herr Obermayer und ich gute Freunde wären; und so wird es ihnen folglich nicht sehr befremdend vorkommen, wenn ich hier ein Wort zu seiner Vertheidigung sage.

(*) Nicht als wenn ich voraussetzte, daß meine Leser und Leserinnen bey der zweyten Seite nicht mehr wüßten, was sie auf der ersten gelesen haben, sondern weil ich weiß, daß einige von ihnen so sehr mit Bedacht lesen, daß sie oft zu Monaten aussetzen, und wohl am Wienerdiarium allein vier volle Stunden zu bringen.

Herr Obermayer grief im 1ten Theil seiner Bildergalerie blos die Misbräuche der Religion an, und er machte sich keine Feinde (*) man gestand vielmehr, daß er Recht habe, und es gab so gar manche sonst sehr orthodoxe Ordensgeistliche, die ihre Stimme zu seinem Lob vereinigten.

Nachdem also diese Pille so willig hinab geschluckt war, glaubte der gute Herr Obermayer, daß es mit dem Nachtrunk um so weniger Schwierigkeit haben würde, und gab also getrost die Bildergalerie klösterlicher Misbräuche heraus. Allein nun ließ man sich nicht mehr durch die statt des Zuckers eingestreute lustige Bildchen täuschen, und weil einige die Bitterkeit dieses Getränkes schon in der

Frene

(*) Ein deutscher Fürst ritt vor das Thor, wo er einen Bauer am Pranger stehen sah. Er fragte um sein Verbrechen, worauf man ihm antwortete, daß der Vermessene wider das Ministerium geredt habe. Der Narr, versetzte der Fürst, hätte wider mich reden sollen: er würde gewis nicht hier stehen.

Ferne rochen, bey andern auch die erste Pille zu wirken anfieng, lief man im Kreis seiner Freunde herum, und warnte sie vor dieser Arzney. Wider dies habe ich nun nichts einzuwenden; denn einige Wahrheiten waren wirklich zu bitter, und die Pazienten sind dann nicht zu verdenken, wenn sie sich vor dem Einnehmen sträubten, und diesen Nachtrunk verschrien. Daß sie aber die wahre Ursache ihres Widerwillen nicht gestanden, daß sie ganz entgegengesetzte vorgaben, und ihre guten Freunde glauben machten, sie hielten deswegen nichts auf diese Arzney, weil die Dosis viel zu schwach wäre, und aus lauter verlegnen Ingredienzen bestünde, kurz, daß sie die Welt zu bereden suchten, Herr Obermayer habe seinen Gegenstand nicht umfasset, habe blos schon zum Eckel gesagte Dinge wiederholt, und sey also vom Galeriemahler zum Anstreicher geworden, das kann ich meinen Brüdern und Exbrüdern bey al-

ler meiner Vorliebe für den geistlichen Stand nicht verzeihen.

Freylich hat Herr Obermayer seinen Gegenstand nicht umfasset, aber in einem gewissen Verstand hat er ihn auch nicht umfassen können; sonst würde er (unter uns läßt sich so etwas sagen) über das einzige Gelübde der Keuschheit statt eines Kapitels wohl ein ganzes Buch haben schreiben müssen. Dann sagte der gute Mann ja in seiner Vorrede, daß er verschiedene und also nicht alle klösterliche Misbräuche an das Tageslicht hervorziehen wolle, und das that er, und so ist es ja abermals unbillig, von einem Autor mehr zu fordern, als er versprach. Hie und da hat er freylich das Kraut aufgewärmt; vielleicht wußte er, daß wir es gern so essen; allein es sind mit unter so harte Brocken vorgekommen, die gewiß noch in keinem Topf gelegen; aber eben deswegen für manchen geistlichen Magen schwer zu verdauen seyn dürften.

Da

Da ich nun, als Ordensgeistlicher, dem Feind unsrer Misbräuche eine Schuzrede gehalten, und einen weltlichen Autor wider seine geistlichen Leser vertheidiget habe; so hoffe ich, meine weltlichenen Leser werden auch gegen einen geistlichen Autor die Billigkeit ausüben, und mir nicht zumuthen, daß ich das ganze Gebiet der Handwerksmisbräuche umfasse.

Als Kapuziner hatte ich freylich Gelegenheit, verschiedene Handwerker kennen zu lernen; allein gerade in meiner Provinz haben die unter ihnen üblich gewesene Misbräuche schon seit langen Jahren ein Ende genommen. Ich müßte also, um die Neugierde meiner Leser in diesem Punkte zu befriedigen, erst aus den übrigen Provinzen Deutschlandes die Nachrichten einziehen, und da würde mein kleines Beneficium kaum zur Bezahlung des Briefporto hinreichen.

Was aber dieses Unternehmen am meisten erschweren würde, ist, daß diese Handwerksmisbräuche fast in jeder Provinz verschieden sind. Hier steht der angehende Buchdruckergesell mit einer Narrenkappe am Kasten, und dort in einer hohen Frisur. In dieser Provinz wird diese herrliche Erfindung als Kunst, und in der andern als Handwerk getrieben — So besteigen in einigen Ländern die Rauchfangkehrermeister selbst den Kamin, indessen sie sich in andern so dicke Bäuche wachsen lassen, daß ihnen Rock und Kamin zu eng wird — so wie die Maurermeister hier selbst Hand an den Bau legen, dort aber hinter dem Ofen sitzen, und das Geld einstreichen. Selbst in ihren Freymaurersprüchen (*) sind sie nicht ganz

(*) Ich weiß, daß viele Leser hier eine Note erwarten, und wohl gar zu wissen verlangen, was der Exkapuziner von diesem Orden halte. Ganz kann ich dem Verlangen meiner Leser nicht willfahren, aber eine kleine Bemerkung sollen sie doch darüber hören. Es war eine Zeit, wo es gefährlich gewesen wäre, diesem

ganz einig, und so wird z. B. ein Buchdruckergesell, der nicht postulirt hat, auswärts nicht viel beßer angesehen, als ein Freymaurer aus einer Winkelloge. Endlich machen sich die reisenden Handwerksbursche, wo Geschenke Mode sind, unter ihren Brüdern lustig, und gehen an einem andern Ort betteln, und in mancher Provinz betteln wohl auch die Meister.

Indessen glaube ich doch, wenigstens in den mir bekannten Provinzen, einen Universalmisbrauch entdeckt zu haben, und der ist, daß ihre Jungen nichts lernen: und so ließ sich gewiß auf die Lehrjahre anwenden, was Herr Obermayer über die Verfassung unsrer Noviziate gesagt hat.

Orden in gewissen Provinzen das Wort zu reden, und der Orden blühte ≈≈≈ nun wär' es gefährlich in ebendenselben Provinzen wider ihn zu reden, und er scheint mir nicht mehr zu blühen. Der Denker forsche nun weiter dem Grundpfeiler seiner Existenz nach.

Aus den Jungen sollen geschickte Schneider, Schuster, Schlosser und dergleichen werden; allein statt ihnen die Vortheile an die Hand zu geben, und sie in den Werkstätten zur Arbeit anzuhalten, bedienen sich die Meister ihrer statt Dienstmägde. Sie müssen Wasser tragen, mit der Köchin auf den Markt gehen, das Kind schauckeln, den Braten wenden, mit Rupturgefahr die schwersten Lasten heben, oder wohl gar auf ihre schwache Schultern laden, und der Meisterin die Schuhe puzen.

Nachdem der Schusterjunge nun seine Schuhe, und der Schneiderjunge seinen Rock durch ein paar Jahre zerreissen gelernt hat, so zeigt ihm endlich der großmüthige Meister, wie er sie flicken soll; das heißt, er läßt den einen an alten Schuhen und den andern an einem durchlöcherten Beinkleide so lang stümpern, bis die Zeit herbeykömmt, wo er sie

frey.

frey sprechen muß. (*) Dies Freysprechen ist aber eigentlich eine blosse Ertheilung der Erlaubniß, nun als Gesell weiter fort zu stümpern, oder wenn er Gelegenheit und Geschicklichkeit hat, auch etwas zu lernen.

Mit dieser Erlaubniß zieht der freygesprochene **Schuhpuzer und Bratenwender** in die weite Welt hinaus (*) schneidert und schustert grosgünstigst drauf los, und parirt den Streichen des Schicksals so lang mit dem Hut aus, bis er endlich, abermal mit Gunst, die Tochter seines Meisters unter die Haube bringt, und dann nicht mehr als Gesell, sondern als Meister

(*) Es wäre ungerecht, wenn ich hier alle Meister über einen Leisten schlagen wollte. Man weiß ja, daß keine Regel ohne Ausnahm, und so giebt es auch hier verschiedene Meister, die ihre Jungen gern etwas lehrten, wenn sie nur was wüßten, und sie übrigens so menschlich behandlen, daß sie solche öfters so gar an Arbeitstägen mit sich zum Wein führen.

(*) Einige haben wirklich von der Erlaubniß, etwas zu erlernen, Gebrauch gemacht, und sind als geschickte Männer in ihr Vaterland zurückgekehrt.

ster bis an das Ende seines Lebens fort-stümpert.

Man kann sich leicht eine Idee von den Meistern machen, die dann aus so einer Schule mit der Zeit hervorgehen werden. Ich wünschte fast, das Gemälde wär übertrieben; aber leider findt sich das Original zu häufig zu dieser Kopie, und eine gewisse deutsche Provinz darf es sicher der zweckwidrigen Anleitung der Lehrlinge zuschreiben, wenn sie in der Bearbeitung ihrer Landesprodukten noch so weit zurück ist, und ihrer Nachbarinn in Künsten und Handwerken den Vorzug lassen muß.

Ich möchte den Meistern wohl auch ein Kapitel über die oft so grobe und unanständige Behandlung ihrer Gesellen lesen, und sie brüderlich erinnern, daß sie, besonders wenn sie sich schämen, als Meister mehr etwas zu arbeiten, ihren Wohlstand blos diesen braven Gesellen zu verdanken haben; allein ich müßte dann noch

ein Kapitel schreiben, und der Deckel würde dann nicht auf den Topf passen. Amen.

Erklärung des allegorischen Kupfers.

(1) Eine Handwerkstätte.

(2) Die Gesellen sitzen um einen großen Tisch und arbeiten fleißig mit der Bierkanne herum.

(3) Der eine Lehrjung führt ein kleines Kind im Gängelwagen durch die Stube, das nach ihm, weil es ebenfalls schon ein Meister ist (*), mit der Peitsche schlägt.

(4) Der andere Lehrjung putzt der Meisterinn ihre Schuh, und wischt die Finger an einen Kapot, der zum Ausbessern und Säubern hingegeben wurde.

(5)

(*) Die männlichen Descendenten der Handwerker bringen das Meisterrecht mit auf die Welt.

(5) Der Meister sitzt mit der Meisterinn und und einem Mitmeister an einem Seitentisch und spielt Brandeln.

(6) Der Altgesell schlägt die Hände über den Kopf zusammen, indem er sieht, daß der Meister das ganze Tuch verschnitten, und zum Kleid eines Bräumeisters das Maaß eines Poeten genommen habe.

Zentrale Kunstbibliothek Dresden

Ver-

Verzeichniß der Kapitel.

	S.
Ueber Neujahrwünsche. . . .	25
Ueber Trauer.	38
Ueber die Ehen.	48
Ueber Hochzeiten.	62
Ueber Kindlmahl u. Kindbettvisit.	79
Ueber Rangstreit.	79
Ueber Titulaturen.	93
Ueber Kleidertracht.	106
Ueber Komplimente.	122
Ueber das Fahren in Städten. .	137
Ueber Bibliothecken.	149
Ueber Apothecken.	166
Ueber Kartenspiele.	180
Ueber Lotterie.	190
Ueber Gefängnisse.	202
Ueber Promenaden.	215
Ueber Tanzsääle.	225
Ueber Erziehung.	237
Ueber Schauspiele.	248
Ueber Handwerksmisbräuche. .	259

STAATLICHE
KUNSTGEWERBE
BIBLIOTHEK
DRESDEN

B S B
MÜNCHEN

Verzeichniß

der

BSB Bayerische StaatsBibliothek
© 2007 digitalfoto-trainer.de

Verzeichniß

der

Kapitel.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph

Bildergalerie weltlicher Misbräuche ein Gegenstück zur Bildergalerie katholischer und klösterlicher Misbräuche

Frankfurt und Leipzig 1785

Rar. 4346
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00075011-5
VD18 14693577